



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



THE LIBRARY



Verlag

von

Carl Sartori in Wien &amp; Pest,

zu beziehen durch jede Buchhandlung:

# Von der Kunst.

Von

Joseph, Ritter von Führieh,

Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

- |          |                           |      |   |           |       |
|----------|---------------------------|------|---|-----------|-------|
| I. Heft: | 30                        | Nkr. | = | 60        | Flge. |
| II. "    | 50                        | "    | = | Nkr. 1.—  |       |
| III. "   | 30                        | "    | = | 60        | Flge. |
| IV. "    | 60                        | "    | = | Nkr. 1.20 | Flge. |
| V. "     | (Schluß) in Vorbereitung. |      |   |           |       |

„Wer den Namen Führieh nennt, der hat damit zugleich jenen Namen genannt, der uns heute die eigentliche katholische Richtung der Kunst bezeichnet. Hiefür gibt uns „**Von der Kunst**,“ welches über „Kunstnerschaft“ und über „Leben und Kunst“ handelt, einen neuen Beweis. Führieh hat uns schon bis zur Evidenz bewiesen, daß er den Pinsel zu handhaben weiß; hier liefert er uns nun den Beweis, daß er auch mit der Feder ebenso gewandt umzugehen versteht, und wir müssen es gestehen, daß wir noch selten in einer so schönen Sprache über Kunst gelesen haben, wie das im Vorliegenden der Fall ist. Wenn die beste Oper die ist, wo sich der Compositeur den Text selber schreibt, so ist gewiß auch Führieh der beste Schriftsteller über Kunst. Mit Sehnsucht erwarten wir die Fortsetzung dieses Werkes.“

(„Wiener Kirchenzeitung.“)

„.... In gedankengeprägter, vom Geiste der Liebe getragener Sprache geht er der Sache überall auf den Grund und legt die Verkehrtheit der gegenwärtigen Zeitrichtung auf dem Gebiete der Kunst schonungslos dar. Nach unserer Ansicht liegen in diesen paar Heften alle Keime einer wahrhaft christlichen Aesthetik der Zukunft.“

(„Augsburger Postzeitung.“)





# Joseph Ritter von Führich.

---

## Lebensskizze.

Zusammengestellt aus dessen im Jahrgange 1844 des Almanachs  
„Eibussa“ erschienenener

## Selbstbiographie

und den wichtigsten von Freundeshand gesammelten bis zur  
Gegenwart reichenden Daten.

---

Mit Porträt.

---

Wien & Pest.  
Verlag von Carl Sartori,  
Käuflichem & Primatial-Buchhändler.  
1875.



Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

## Vorrede.

---

In dem von P. A. Klar in Prag herausgegebenen Taschenbuche „Bibuffa“, Jahrgang 1844, ist eine bis zu dem eben genannten Jahre reichende Selbstbiographie Führieh's abgedruckt.

Der Herausgeber erzählt in einer Note, wie er seinen damals jugendlichen Freund oftmals aufgefordert, „eine Beschreibung seines Lebens und seiner künstlerischen Heranbildung nieder zu schreiben“, weil er sich überzeugt hielt, „daß diese Schilderung rege Theilnahme finden“ werde; — wie er, da dies nicht geschehen, selbst Hand an's Werk zu legen begonnen, bei der Reise des Künstlers nach Rom aber abgebrochen habe, da er dessen Aufenthalt in der ewigen Stadt und das Leben und Wirken der dortigen Künstler in die Lebensskizze habe aufnehmen wollen. Durch die Briefe Führieh's aber sei er zu der Ueberzeugung gelangt, daß Niemand als dieser selbst berufen sei, „die originelle Selbstständigkeit seines Urtheils über Kunst und Künstler zu bewahren und mitzutheilen.“ Er habe deßhalb die Vollendung seiner Arbeit verschoben und Führieh unablässig angegangen, selbst eine Schilderung seines Lebens und seines Entwicklungsganges abzufassen.

Das Resultat hievon war endlich die erwähnte Selbstbiographie.

Mehrere Freunde und Verehrer Führieh's haben schon vor Jahren den Wunsch ausgesprochen, dieses höchst anziehende kleine Lebensbild durch einen neuerlichen Abdruck sich selbst und einem weiteren Leserkreise zugänglicher gemacht zu sehen, und sich damals der Zustimmung des Autors hiezu versichert.

Dieser nicht realisirte Wunsch wurde jetzt aus Veranlassung des 75. Geburtstages des Künstlers von ihnen neuerlich aufgegriffen und von der Verlags-handlung um so lieber zur Ausführung gebracht, weil es ihr noch im letzten Augenblicke möglich wurde, von befreundeter Hand einige zusammenhängende Notizen über den seitherigen Lebensgang Führioh's zu erlangen.

Sollten sich in diesen Notizen Lücken und kleinere chronologische Verstöße ergeben, so möge dies damit entschuldigt werden, daß es nicht zulässig war, an die Quelle, den Künstler selbst, sich zu wenden, weil man denselben mit dem vorliegenden Büchlein überraschen wollte.

### **Die Verlags-handlung.**

Geehrtester Freund!

Will ich Ihrem, so oft wiederholten, dringenden Wunsche, eine Beschreibung meiner einfachen Lebensumstände — eine Biographie von mir zu senden, entsprechen: so sehe ich mich genöthigt, die Feder selbst zur Hand zu nehmen, weil ich hier Niemanden finde, dem ich diese Arbeit zumuthen könnte. Daß ich mich aber entschlossen habe, hierin Ihren Wunsch zu erfüllen, geschah erstlich, weil es Ihr Wunsch ist, dann, weil ich glaube, daß jedes Leben, auch das unbedeutendste und einfachste, aufrichtig erzählt, mehr Interesse und mitunter Belehrendes enthalten kann, als manches mit vieler Kunst und Absichtlichkeit erfundene Lebensgemälde unserer Novellisten, und weil endlich (da ich mir hierbei keiner Art von Eitelkeit bewußt bin) es mir als eine widerwärtige Ziererei erschiene, wenn ich Ihren schon so oft geäußerten Wunsch nicht erfüllte. — Die stylistischen Unebenheiten entschuldige der Umstand, daß ich kein Mann der Feder bin.

Ich bin zu *Kraza u*, einem kleinen Städtchen an der Gränze der *Ober-Lausitz*, *Bunzlauer Kreises* in *Böhmen*, am 9. Februar 1800 geboren. Außer meinen lieben Aeltern und ihrem einfachen Treiben, gehören zu meinen frühesten Erinnerungen meine beiderseitigen Großältern, — schlichte, redliche und fromme Leute. Mein Vater trieb die Kunst, wie sie von ihm unter engen Verhältnissen erworben, und unter eben so engen Verhältnissen geübt werden konnte, d. h. er war ein Landmaler, und für die äußerst dürftigen Mittel, die das Leben seiner Entwicklung geboten, ein für alles Künstlerische praktischer, umsichtiger, überhaupt für alles Schöne und Gute

höchst empfänglicher Mann, der in Allem, was er that und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte; — meine Mutter aber eine stille, sanfte immer thätige Frau. Wir lebten, in einem von meinem Vater neuerbauten hölzernen Häuschen, von dem unermüdlischen Fleiße des Vaters und dem Ertrage einiger kleinen Grundstücke.

Bei der Betrachtung der Wichtigkeit der oft so ganz unbedeutend erscheinenden Umstände meiner Jugendentwicklung muß ich mich der Versuchung erwehren, zu sehr in's Einzelne zu gehen. Ein eigentliches Erlernen, ein Studium der Kunst trat bei mir erst an der Akademie zu Prag ein, nachdem ich sie schon lange getrieben und mit unbewußter Kühnheit an dem Schwierigsten geübt hatte. Mein Vater malte, stach in Kupfer, fertigte Anstreicher-Arbeiten, Alles wie es kam, unermüdet und für kärglichen Lohn, wobei ich ihm nach meinen Kräften zur Hand war, und so, wenn auch noch nicht die Kunst, doch Manches, was in sie einschlägt, früher übte, als eigentlich erlernte oder vielmehr durch Uebung erlernte. Einige im Besitze meines Vaters gewesene Kupferstiche, unter denen das Beste ein paar Blätter nach *Hubens*, eine Bilderbibel und noch Einiges der Art waren, gaben meiner Phantasie die erste Nahrung.

Außer den kirchlichen Festen des Jahres, die mich seit frühester Jugend, noch ehe ich etwas Wesentliches von ihrer Bedeutung verstand, immer mit einer eigenen Begeisterung erfüllten, — waren meine größten Feste: ein Gang über Land mit meinem Vater nach diesem oder jenem Orte hin. Der gewöhnlichste und mir liebste Ausflug dieser Art war der nach Reichenberg, später auch nach Friedland und dem nicht weit davon gelegenen Wallfahrtsorte Heyndorf. Wenn mir als Knabe schon die ärmliche Kirche meines Geburtsortes mit ihren wenigen Bildern und Schnitzwerken an Altären und Kanzel imponirte, so fand ich an den genannten Orten für mich unverfiegbare Quellen des Staunens und der Bewunderung. An diese Gänge knüpfen sich mir theure Erinnerungen.

Der vornehmen Kunstansicht unserer schönen Geister und Kunstenthusiasten möchte der Anblick einer künstlerischen Erziehung, wie die meinige war, ein mitleidiges Achselzucken abnöthigen; ich aber weiß mit Dank gegen Gott und meinen guten Vater, was sie mir genügt und wovor sie mich bewahrt hat. Wenn ich dem Vater bei einem Schreiner im Orte, oder einem Bauer auf einem nahen Dorfe ein Brautgeräthe, Laden, Bettstellen, Schränke u. dgl. anstreichen und mit bunten Blumen und Landschaften schmücken half,

auf eine Wiege oder einen Kinderfarg Engelsköpfe, oder auf Särge für Erwachsene und alte Leute Cruzifixe malen mußte, so hatte ich das frohe Gefühl, ein brauchbares Glied der Familie zu sein und dem Vater bei seinem Erwerbe geholfen zu haben. Dabei schwebte mir immer ein gewisses Kunstideal vor, das sich in die Form des zuletzt gesehenen Besten, sei es ein Bild oder Kupferstich, kleidete; — sah ich gut gemalte Blumen oder Früchte, etwa in einem gemalten Zimmer, so versuchte ich, etwas dem Aehnliches hervorzubringen. So waren Thiere durch lange Zeit mein Lieblingsgegenstand, wozu mich die Anschauung der Natur und der Anblick einiger Kupfer und Radirungen nach Bergheim und einigen Anderen gebracht hatten. Der eigentliche Hintergrund dieser Liebhaberei aber war die Schönheit und Poesie des Hirtenlebens, für das ich schwärmte. Mein Vater unterstützte diese Schwärmerei mit der Erlaubniß, durch zwei Spätsommer die Kühe hüten zu dürfen, da es eben nichts Besonderes zu thun gab. Wer war glücklicher als ich? Ueberhaupt war es nie blos das sogenannte Malerische allein, das mich anregte. Wenn ich bei meiner kleinen Heerde, an einem Felddraine hingelagert, die weite schöne Gegend überschaute, über welchen die flatternden Wolkengebilde räthselhaft hinzogen und große wandelnde Schatten über Gebirge und Thäler breiteten; wenn ich den Stimmen der Luft und Wälder lauschte, unterbrochen von dem fernen Gesange der Hirten, dem Brüllen und Blöcken der Heerden, dem Holzschlag aus dem Walde und dem Glucken und Murren der Bäche: da bevölkerte ich die Gegend mit meinen Phantasien, genommen aus meiner kindlichen und kindischen Lebensanschauung. Es zogen wunderbare Bilder an mir vorüber, — aus mir heraus und in mich hinein. Die Einsamkeit sprach mit bereiteter Zunge zu mir. Damals verstand ich wenig davon, erst heute verstehe ich meine Jugend.

Die Gegend meiner Heimath hat nicht die Großartigkeit der Alpenwelt, aber immer noch Reiz genug, um jedem Empfänglichen für schön zu gelten. Lange, mit allerhand Holz, besonders aber mit ernstern duftigen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckte Bergzüge, mit weiten offenen Thälern, die oft kleinere von überraschend schöner und romantischer Lage mit Felsen und Wald einschließen; klare Bäche und ein großer, von den Bergen niedergehender Quellenreichthum; herrliche Wiesen, lieblich begrünzte Hügel, wo Gruppen säuselnder Birken stehen; eine weite Aussicht von der Höhe, mit

einer alten Buche oder zerstürmten Fichte gekrönt, die man weit sieht; von solchen Stellen sich hinabziehende Gründe, Fichten und Tannen, deren einförmiges, geheimnißvolles Rauschen im Thale etwa von dem Geklapper einer Mühle unterbrochen wird; liebliche Dörfchen mit großen Linden vor den Bauerngehöften, und von den Dörfern aufwärts Aecker und Saatsfelder bis zum Saum der Wälder, die sich theilweise wieder herabziehen, und mit duftenden Kräutern bedeckte Bergwiesen heimlich und traulich einschließen; — das war die Natur, die mich umgab, in jeder Tag- und Jahreszeit mir immer neu und lieb. Aber der Geist, der überall, wo die Kirche herrscht, seinen sanften Lebenshauch verbreitet, verleiht auch der Natur eine höhere Weihe, indem er den Wanderer an schönen und bedeutenden Punkten der Landschaft durch Kapellen, Kreuze oder sonst ein einfaches Bild an seine höhere Heimat und an die Geheimnisse unserer Erlösung erinnert. So kunstlos und ärmlich auch diese Monumente der Frömmigkeit oft sind, so führen sie doch eine tief eindringliche Sprache. Diese lernte ich früh, und ich erinnere mich noch lebhaft, welchen Eindruck es mir machte, wenn ich mit meinem Vater über Land ging in den frischen, schönen Morgen hinein, wenn das Kleid der Schöpfung mit Perlen übersät prangte und an jedem Grashalm ein Thaujuwel glänzte, der muntere Wachtelschlag aus den Saaten, der Lerche Jubellied aus den blauen Höhen niedertönte. Wenn nun die Anhöhe erstiegen war, und der Vater, bevor wir uns umsahen, beim Kreuze den Hut abnahm und halblaut das Gebet sprach: „Wir beten Dich an, Herr Jesu Christ, denn durch dein heiliges Kreuz hast Du die Welt erlöset“; — wenn er, im Anblicke der reichen Segensfülle der Natur, das Wunder der höchsten Liebe und der höchsten Schmerzen anbetend verehrte, und mir dann von der schuldigen Dankbarkeit gegen Gott sprach; — oder wenn er im rauschenden Walde, an der Muttergottes = Kapelle vorbeisireitend, nachdem er ein Ave gebetet und ihre Fürbitte erfleht, Maria unsere Mutter nannte, und der Milden und Gütigen sich und uns Alle empfahl; — so war ich mir zwar damals der tiefen Eindrücke nicht bewußt; aber in späteren Lebenstagen, wo Umgang und Lectüre mich zum Theil innerlich zu verflachen drohten, tauchten sie als schöne Erinnerungen mit der leisen Stimme der Warnung und des Vorwurfs wieder in mir auf und brachten mir, wenn auch nur auf Augenblicke jene Stimmungen wieder; und unwillkürlich kam mir dann oft, wenn ich in lauter lustiger Gesellschaft

von einem Spaziergange, dessen Ziel etwa dieser oder jener Wirthshaus = Garten gewesen, selbst lustig und jugendlich übermüthig nach Hause kehrte, die Erinnerung an so manche Heimkehr mit meinem Vater, wenn der Abend in die Thäler sank, und ich inniger seinen belehrenden Gesprächen horchte und sie erwiderte; — wenn wir in der duftenden Stille durch die Dörfer wandelten, und der Vater die etwa vor der Thüre sitzenden Landleute mit dem schönen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte, oder denselben Gruß eines Vorübergehenden mit den Worten: „In Ewigkeit!“ erwiderte, oder wenn er beim Klang der Abendglocke das Angelus Domini sprach, und nun der Kirchturm unseres stillen Dertchens aus der Dämmerung hervortrat und hie und da ein freundlich Licht; wenn uns die Mutter freundlich entgegen kam, und ich bei einem Gerichte Kartoffeln die kleinen Abenteuer des Tages erzählte: — das und so vieles Andere kam mir später oft wieder zu Sinne unter veränderten inneren und äußeren Verhältnissen.

Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüthe in unbestimmten, poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen. Wie alles, was ich damals mit meinen schwachen Kräften in der Kunst hervorbrachte, in Beziehung zur Religion stand, so bekam auch Alles, was mich umgab, von ihr seine Färbung. Was ich in Bezug auf die kirchlichen Feste schon erwähnte, kommt hier wieder in Betracht; der Winter mischte seine Bilder mit Advents- und Weihnachtsbildern und Klängen, besonders war die Weihnachtszeit für mich eine Zeit der höchsten Freude. Ostern und Frühling waren eins und dasselbe, — wie Sommer — Pfingst- und Frohnleichnamsfest; dem Herbst gaben dann die Feste: Allerheiligen und Allerseelen tieferes Gepräge und Physiognomie. Wie eine Krippe zu Weihnachten mir von frühester Kindheit ein unentbehrliches Bedürfnis war, so waren auch Krippenfiguren, die ziemlich das Erste gewesen sein mögen, worin ich mich versuchte, um diese Zeit meine liebste Arbeit.

Ich besuchte die Trivialschule meines Ortes und lernte außer den gewöhnlichen Gegenständen, meinem Wunsche nach, etwas Musik, für deren Eindrücke ich sehr empfänglich war. Ein altes Kirchenlied, von meiner Großmutter gesungen, blieb besonders in den betreffenden Festzeiten oft wochenlang meine geistige Begleitung; ein Pastorale, in der Weihnachtszeit gehört, rührte mich bis zu Thränen. Dasselbe weiß ich auch einmal, als am Charfreitage Nachmittags mit den geringen Mitteln unseres Chores in der Kirche Braun's



„Tod Jesu“ aufgeführt wurde, wo ich als kleiner Knabe so hingekniffen ward, daß ich bei mehreren Partien des Oratoriums aus dem innersten Herzensgrunde weinen mußte.

Die Erziehung von Seite meines Vaters war sehr streng im besseren Sinne des Wortes zu nennen. Alles, was den Charakter der Bosheit trug, besonders Ungehorsam, wurde mit nachdrücklicher körperlicher Züchtigung geahndet; in allen anderen Dingen war mein Vater nachsichtig und ging, außer wenn ich ihm Gelegenheit zur Unzufriedenheit gab, wie ein Freund mit mir um. Ich verkehrte nur mit wenigen Knaben meines Alters, wozu besonders die beiden Söhne unseres Arztes, eines Jugendfreundes meines Vaters, gehörten, die jedoch, für mich zu bald, ihrer Studien wegen Krakan verließen und nach Prag gingen. Es sind dies die beiden Professoren Stephan und Carl Damian Schropp, mit welchen die Vorsehung mich in Wien wieder zusammenführte, und die mir ihre alte Liebe bewahrt haben. Außer ihnen pflog ich noch Umgang mit dem Sohne eines Tischlers, einem findigen, anstelligen, sich immer mit allerhand Plänen tragenden Knaben.

Mein Vater wurde vielfältig angegangen, meine künstlerische Ausbildung durch akademische Studien vollenden zu lassen; da ihm aber die Mittel fehlten, mußte es, beim besten Willen von seiner Seite, unterbleiben. Herr Oberamtmann Schlosser in Grafenstein rieth meinem Vater, diesfalls sich an die bekannte Großmuth und den Kunstsinn unseres Grundherrn, des Grafen Christian Christoph von Lam-Gallas zu wenden. Mein Vater, der nie etwas veräußerte, was zu meinem Besten gereichen konnte, machte sich bereit, dem guten Rathe Folge zu leisten, und als die Herrschaft auf's Land kam, machten wir uns in unseren Sonntagskleidern, mit einem Bittgesuche und einigen Proben meiner bereits erworbenen Kunstfertigkeit versehen, auf den Weg nach Grafenstein. Mir bangte, vor einen so vornehmen Herrn zu treten, und ich zitterte zugleich vor dem günstigen Erfolg unseres Versuches, der mich aus meinen, mir lieb gewordenen Verhältnissen reißen, von meinen Aeltern trennen und nach Prag versetzen sollte.

Der Graf empfing uns gütig, aber kurz, nahm meinem Vater das Gesuch ab und überfah flüchtig meine mitgebrachten Versuche, aus denen, wie er sagte, wenig zu schließen sei. Beruhiget, daß nun geschehen, was an uns war, und in Erwartung des Bescheides gingen wir nach Hause. Nach kurzer Zeit erhielt mein Vater sein Gesuch mit der Bemerkung zu-

rück, daß ich für akademische Studien noch zu jung sei, aber seinerzeit berücksichtigt werden solle. Obwohl dies ein kleiner Schlag für meine Eitelkeit war, so fiel mir (wenn ich es mir auch selbst nicht gestand) doch ein Stein vom Herzen. Mit stiller Freude betrachtete ich meine Aeltern und die gewohnte kleine enge Häuslichkeit, wo mir jedes Fleckchen im Hause und Garten bekannt und vertraut war; ich begrüßte meine heimathlichen Berge, weil eine Zukunft, in welcher ich sie verlassen sollte, wieder in unbestimmte Ferne gerückt war. Um diese Zeit versuchte ich mich schon in Allem, malte sogar Altarblätter, welche die Leute befriedigten, und an denen ich weder Fleiß noch Mühe sparte. Ich malte mehrere Bilder ohne Bestellung und Bestimmung. Solche Uebungen unterstützte mein Vater aus allen Kräften. Unter den Gegenständen, die ich nach eigener Wahl behandelte, — denn ich malte nur meine eigenen Erfindungen — war es vor allen die Geburt Christi, zu welcher meine Begeisterung immer wieder zurückkehrte und die ich am häufigsten darstellte. Jedes, auch das unscheinbarste Bildchen dieses Inhalts konnte mich auf das Tiefste anregen. Aehnliche Anregung fand ich übrigens mehr oder weniger bei jedem Kunstwerke, und wenn ich auch nie eigentlich kopirte, so konnte mich ein gesehenes Bild oder ein Kupferstich oft lange wachend und im Traume beschäftigen; — Bilder, die auf mich großen Eindruck machten, war ich im Stande, aus der Erinnerung so zu zeichnen, daß ich kaum in der Bewegung einer Hand oder eines Fingers irrte.

Der Vater, welcher meinen Gesichtskreis erweitern wollte, reiste mit mir, als ich sechzehn Jahre alt war, nach Prag. Welchen Eindruck die Hauptstadt des Landes und eine der schönsten Städte Deutschlands mir — dem Reichenberg und Friedland imponirt hatten — machte, brauche ich nicht zu beschreiben. Das Gesammte einer großen Stadt war etwas so ganz Neues für mich, daß ich, die Empfindung des Stannens abgerechnet, mir des eigentlichen Eindruckes nicht mehr recht bewußt bin.

Wir besuchten den Direktor der dortigen Kunstschule Joseph Bergler. Schüchtern stieg ich die breiten Treppen des ehemaligen Jesuiten-Collegiums hinauf, aber die liebevolle Aufnahme Bergler's benahm mir alle ängstliche Scheu, und es blieb nur das Gefühl von Ehrerbietung zurück, die seine Zimmer voll Gemälde, sein Bücherschrank und vor Allem seine Persönlichkeit hervorrief. Klein und mager von Gestalt, in Jahren vorgerückt, wurde die, den echten Künstler so schön kleidende Schlichtheit, die der graue Schlafrock und

das schwarze Käppchen noch erhöhte, verklärt durch einen edlen, ausdrucksvollen Kopf, indem ein geistvolles, tiefliegendes Augenpaar brannte. Ein leichter satyrischer Zug um die feinen Lippen milderte den Ernst, mit dem Ausdrücke gutmüthiger Laune.

Da ich ihm Nichts zu zeigen hatte, bat ihn mein Vater, mir eine Aufgabe zu einer Composition zu geben, welche ich in einigen Tagen lösen und zur Beurtheilung vorlegen würde. Lächelnd nahm Bergler die Bibel zur Hand und las aus dem Buche Tobias die Stellen, wie Raphael den jungen Tobias ermunthiget, ohne Furcht den Fisch aus dem Wasser zu ziehen, und dann die Vermählung des jungen Tobias.

In wenigen Tagen brachte ich ihm die fertigen Compositionen. Er schien überrascht, würdigte das, was an den Versuchen zu würdigen war, machte mich auf das Manierirte in meinen Zeichnungen aufmerksam, und empfahl mir das Studium großer alter Meister, — welche mir auf dem Lande freilich nicht einmal in Kupferstichen zu Gebote standen. Er beschenkte mich mit mehreren, von seiner Hand rabirten Blättern, und als wir ihm unsern Abschiedsbesuch machten, lud er mich ein, etwas für die Kunstausstellung zu malen, wozu mich mein Vetter und Landsmann, der Maler Joseph Quaißer, der im Palaste des Grafen Lam-Gallas wohnte und eine Pension von ihm genoß, und den wir während unseres Aufenthaltes in Prag oft besuchten, noch mehr ermunterte.

Wieder auf dem Lande angekommen, dachte ich nun ernstlich daran, dieser Aufforderung zu genügen. Der Tod Otto's von Wittelsbach, wozu Professor Babo's Trauerspiel mich bestimmte, war der eine Gegenstand, — der andere, wie der böhmische Herzog Borziwog auf der Jagd den h. Einsiedler Ivan findet. Auf dem letzteren hätte ich gerne den Reiz des Naturlebens im Walde geschildert, wie er mich oft auf Spaziergängen so unwiderstehlich anzog. Ich benützte jede freie Stunde, um etwas davon der Natur abzulauschen, und hatte nicht weit zu gehen, um zu finden, was ich suchte, — den rauschenden Waldbach, schöne reichbewachsene, bemooste Felsenwände im Tannenschatten. Ich nahm eine junge Fichte aus dem Walde mit nach Hause und stellte sie neben die Staffelei; allein bald ermüdete mich diese Art der Naturnachahmung, ich hatte weder Geschick noch Selbstverläugnung dafür, um so weniger, als das Streben, an einer Gestalt oder an einem Kopfe einen gewissen bestimmten Ausdruck zu erreichen, mir als eine dankbarere

Mühe sich darstellte. Damals verwechselte ich die Poesie der Natur, der ich unbewußt nachstrebte, mit ihrer materiellen äußeren Erscheinung; — die große Aufgabe der historischen Kunst, die Form auf ihren inneren Ausdruck zurück zu führen und diesem sie dienstbar zu machen, war mir noch fremd.

Meine Bilder wurden fertig, und gegen Weihnachten nach Prag abgesandt; die ersten Tage des Jänners 1817 reiste ich mit meinem Vater ihnen nach. Es waren einige beschwerliche Tage in der harten Winterszeit. Wir reisten mit einem Fuhrmann in einem mit etwas Stroh gefüllten, mit einem Leinwanddach überzogenen Leiterwagen, in den Kälte, Wind und Schneegestöber hineinschlügen. Schlecht mit Kleidern verwahrt, erholten wir uns nur wenig Abends in den schlechten Wirthshäusern auf der Streu.

Wir kamen an, als eben die Kunstausstellung eröffnet wurde; — auch meine Bilder erschienen bei derselben und — machten Aufsehen. Hätte ich weniger eifrig die Kunst geliebt, weniger tief meine Schwäche im Vergleich zu meinen Idealen empfunden, die günstige Aufnahme hätte in mir eine verderbliche hemmende Eitelkeit erzeugen können. Ich weiß, daß es mir wohl that, wenn die gepuzten Städter mit Brillen und Vornetten vor meinen Bildern standen und, wie ich aus der Ferne beobachtete, ihren Beifall in verschiedener Weise kund gaben, wenn der Eine oder die Andere mich ihren Nachbarn in der Menge zeigten, und diese mich, den aufgeschoffenen, ärmlich gekleideten Bauernjungen, mit ihren Blicken ansuchten, vielleicht um den Grad der Verwandtschaft zwischen den Bildern und ihrem Autor zu ermessen. Ein großer Theil des Beifalls mochte dem Umstande, daß ich eben vom Lande sei, und meiner persönlichen unscheinbaren Erscheinung zuzuschreiben sein. Indeß, alle meine kühnsten Erwartungen von der Wirkung meiner Bilder waren glänzend übertroffen; ich hatte mit meinen Jugendversuchen höchstens auf Duldung im Kreise der Werke gereifter Meister rechnen zu dürfen gehofft, auch auf etwas Spott, den ich bei meiner Gemüthsrichtung von den roheren jungen Leuten auf dem Lande einzuernten gewohnt war, hatte ich mich gefaßt gemacht; — es war Alles anders. —

Die für die Reise bestimmte, meinem Vater und mir länglich zugemessene Zeit und die noch geringeren Geldmittel gingen zu Ende; wir setzten unsere Abreise fest und gingen noch einmal auf

die Ausstellung. Dort trat ein unbekannter Herr (es war der Maler Tegczek) uns mit den Worten an: „Der Graf Thun hat ihre Gemälde gekauft, und ich habe den Auftrag, ihnen die verlangte Summe auszuzahlen.“ Wir hatten nämlich für den Fall, daß Jemand die Bilder kaufen wolle, den Preis angeben müssen, der natürlich sehr mäßig war. Der Vater hatte schon Anstalt getroffen, daß die Bilder nach der Ausstellung wieder eingepackt und uns geschickt werden sollten, und nun waren sie an so gute Hände verkauft, nachdem sie mir den Beifall des Publikums erworben hatten! Solche Resultate unserer Reise waren über alle Erwartung, aber es sollte ihnen noch viel Größeres und Wichtigeres folgen. Am Abend vor unserer Abreise waren wir bei Quaiser, um Abschied zu nehmen; dort suchte uns ein Herr im Auftrage des Grafen Clam, unseres Grundherrn, und da er hörte, wir wollten schon morgen Prag verlassen, sprach er: „Sie dürfen nicht abreisen, der Graf wünscht Sie bei sich zu sehen.“ Als wir am andern Tage uns dem Grafen vorstellten, sagte er: „Geben Sie Ihren Sohn nach Prag, daß er die Akademie besuchen kann, ich werde ihn unterstützen.“ Mein Vater war so überrascht, daß er kaum sprechen konnte; wir stammelten einige Dankesworte. Der Graf meinte, ich könne gleich hier bleiben und der Vater allein abreisen; jedoch hat sich der Vater die Erlaubniß aus, mich diesmal noch mit nach Hause nehmen zu dürfen; theils ihm bei einigen Arbeiten zu helfen, und um die Mutter durch die plötzliche, unvorhergesehene Trennung nicht zu erschrecken; nächsten Sommer würde ich dann nach Prag kommen, um unter seinem Schutze meine akademischen Studien zu beginnen. Die Erlaubniß wurde gern ertheilt, und der Graf entließ uns sehr gütig. Nun reisten wir ab, und ob schon mein guter Vater die eintretende wichtige Veränderung in unserem gewohnten, einförmigen, häuslichen Leben nicht ohne Sorgen überschaute; so dankte er doch Gott unterwegs hundertmal für seine so wunderbaren Fügungen und den gesegneten Ausgang unserer Reise.

Nach den freudigen und herzlichen Begrüßungen bei unserer Heimkunft verging der erste trauliche Winterabend in unserem häuslichen kleinen Kreise unter Erzählungen von unserer Seite, — unter Ausrufungen des Staunens, der Verwunderung und Freude und unter Fragen von Seite der Zurückgebliebenen.

Von da an dachte der Vater reiflicher über die bevorstehende Zukunft nach; er konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden,

mich allein nach Prag zu schicken und meine unerfahrene Jugend den Gefahren der großen Welt zu überlassen. Bald hatte er den Entschluß gefaßt, mit der ganzen Familie nach Prag zu übersiedeln, um so die möglichst geringste Störung in unserem gewohnten Zusammenleben hervorzubringen, und mir in der fremden Stadt und fremden Umgebung, unter den andern sonst so veränderten Lebensverhältnissen, eine natürliche und gewohnte Heimath zu erhalten.

Diesen Entschluß meines Vaters werde ich ihm ewig danken; jetzt im Mannesalter fühle ich erst die ganze Wichtigkeit desselben. Bei meiner Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit und den vielfachen Anlässen der Verführung, wäre ich, mir auf einmal selbst überlassen, unfehlbar an Leib und Seele zu Grunde gegangen. — Unsere Uebersiedelung erfolgte wirklich im Sommer 1818. Unsere Familie bestand außer meinen Aeltern, einer kleinen Schwester Marie und mir, die wir von elf Geschwistern übrig waren, noch aus einer alten Großmutter mütterlicher Seits, die sich in ihren alten Tagen nicht nur die Beschwerden einer für sie ungewöhnlich weiten, nicht bequemen Reise, sondern die ganz veränderte Lebensweise der großen Stadt gern gefallen ließ.

In Prag zogen meine beiden Jugendfreunde Schroff zu uns. Ich begann nun meine akademischen Studien nach der gewöhnlichen, auf Akademien herkömmlichen Weise, im Sommer nach der Antike, im Winter Abends nach dem Modell der Natur; dabei malte ich ohne Bestellung, so viel ich konnte. Außer der großmüthigen Unterstützung von Seiten des Grafen Lam, öffnete sich mir eine kleine Erwerbquelle, indem ich für einen Kunsthändler kleine Wallfahrtsbildchen, auch für Buchhändler Wignetten zeichnete.

Ich will mich bei Darstellung dieser Lebensperiode, die im Ganzen ziemlich einförmig, wenigstens den äußeren Umständen nach, war, nur auf das beschränken, was einen wesentlichen Einfluß auf meine geistige und künstlerische Entwicklung ausübte.

Umgang, Lectüre und Kunst, nämlich Kunstanschauung, sind die wichtigsten, in den Entwicklungsgang meines zweiten Lebensabschnittes, wie ich meinen damaligen Aufenthalt zu Prag nennen muß, einwirkenden Momente.

Meinen Umgang betreffend, muß ich die nähere Bekanntschaft mit einem andern Böglinge der Akademie erwähnen, die bald in Freundschaft überging. Nadorp aus Westphalen, einige Jahre älter als ich, eine poetische, geistreiche, etwas heftige Natur, zog

mich zuerst durch seine akademischen Studien und Zeichnungen nach Antiken und dem Modell an; sie vereinigten einen geistvollen, kräftigen, wenn auch manirirten Vortrag mit einer großen Festigkeit und Correktheit; was mich aber daran interessirte, waren weniger die letzteren Eigenschaften, als eben diese Manier, die meiner damaligen Anschauungsweise, welcher besonders das Frappante zusagte und die noch ganz unregelt war, als eine besonders ausdrucksvolle Auffassung erschien. — Wir zeichneten oft halbe Tage neben einander; unser Gedankenaustausch, — dessen Gegenstand gewöhnlich Kunst und Poesie war, verbreitete sich auf Alles, was mit diesen in Beziehung stand. Jugend und Eifer für die Kunst gaben unserem Verkehr eine gewisse Wärme, die größtentheils die sonstige Verschiedenheit unserer Charaktere ausglich.

In der Lectüre waren es begreiflicher Weise besonders Dichter, die mich anzogen, zuerst und vorzüglich Schiller und Göthe, obschon ein eigentliches Verständniß des Lecteren mir damals fehlen mußte, weil ich nur jene Poesie kannte und anerkannte, die ich selbst fühlte. Der Kreis meiner Anschauungen von der Welt und den Dingen war reich und bildsam, und meine Lectüre, die ihn leicht in diese oder jene Strömung brachte, theilte ihm mit so manchem Andern, das ich in der großen Stadt sah und hörte, nur noch mehr Zerflossenheit mit. Diese schwimmenden, flatternden, gaukelnden Wallungen und Stimmungen, vom Eindruck des Augenblickes erregt und verdrängt, schienen mir eben Poesie und der feste Grundton von Glaube und Erkenntniß im Gemüthe war nicht stark genug, um alle diese Stimmen und Bilder von Außen zu durchtönen und ordnend zu durchleuchten.

Wohlthätig, wie ich glaube, wirkte auf mich die Bekanntschaft mit den Werken der neueren deutschen Dichterschule, die aus einer schönen Regung im deutschen Volke hervorgegangen, in Novalis, Tieck, Wackenroder und den beiden Schlegel hervortrat, aber leider auf halbem Wege stehen blieb, und seitdem, theils durch den Tod, theils durch freiwilliges Verlassen der betretenen Bahn von Seiten ihrer Gründer ganz verlosch. Dem Refleze dieser Bewegung der Dichtkunst begegnete ich auf dem Gebiete der bildenden Kunst zuerst in den Compositionen aus Göthe's „Faust“ von Cornelius. Sie machten einen großen Eindruck auf mich, es war, als träte mir in ihnen der feste tastbare Kern jener oben erwähnten Poesie, die ich von ältern, rationalistisch gesinnten Leuten

mit Achselzucken hatte „Mystik“ schelten hören, entgegen. Solche Aeußerungen waren mir übrigens schon damals nicht gefährlich, ich hatte eine sehr bestimmte Ahnung von der Plattheit dieser Vernünftigkeit, die mir diese Klippe unschädlich machte. Eine andere war mir bedrohlicher: mit meinem besseren Selbst, mit meiner Seele in den träumerischen Tiefen zu versinken, in denen die alten Heidenthümer, die Leidenschaften, in uns ihren leichten Naturschlaf schlummern, wo die Begriffe einer höheren göttlichen Moral aufhören, und wo die Schminke bereitet wird, die das Laster, wenn auch nicht schön, doch wenigstens reizend macht. Ich fing damals an mir aus allen künstlerischen Eindrücken eine Art Richtung zu bilden. Ich wäre vielleicht damals in eine Vernachlässigung des materiellen Theils des Kunststudiums verfallen, hätte mich nicht ein Mann aufgesucht, der nachher bis an seinen Tod sich mir als wahrer, theilnehmender, und nach bestem Wissen und Können helfender Freund bewährt hat. Dies war der Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und Professor Schuster, der in seiner herben, aber gutgemeinten Art, zu tadeln, mich gerade auch auf diesem Wege zu einem festeren und ernsteren Studium spornte. Ich nahm es in Correctheit und Schönheit der Zeichnung genauer, um seinen Tadel zu widerlegen. Auf seine Veranlassung ging ich im Sommer des Jahres 1820 nach Dresden. — Ich hätte den ganzen Sommer dort bleiben sollen, allein so sehr mich die Kunstschätze der Gallerie anzogen, so mochten doch meine sonstigen dortigen Verhältnisse, da ich mich in diesen nicht frei bewegen konnte, und in ihnen es zu keiner Selbstthätigkeit brachte, Schuld an dem Heimweh sein, das ich bekam. Einfluß nahm auf mich in ganz eigener Weise ein Carton von Overbeck, den Quant in Dresden besaß; er stellte Olinde und Sophronia auf dem Scheiterhaufen, aus Tassos „befreitem Jerusalem“ dar. Der ruhige Geist, die ruhige, effektlose Würde dieser Conception, drangen tief in mein Inneres. Was ich von Cornelius gesehen, floß mit dieser andern Eigenthümlichkeit in mir zu einem Ganzen zusammen, aus dem mir einigermaßen klar wurde, was die neuere deutsche Kunstichtung, von der ich öfter schon gehört und gelesen hatte, anstrebe.

Von älterer vorraphaelischer Kunst, italienischer und deutscher Schule besitzt Dresden wenig, oder doch nur sehr Unzusammenhängendes. Dem, in den Gang der Kunstentwicklung nicht tief eingeweihten Geiste des Kunstjägers, erscheinen Werke, wie die „Ma-



„donna di S. Sisto“, oder wie Correggio's „S. Francesco“, der „Christus“ von Bellini, und manches Andere der Art, wie Meteore, die er, ohne Kenntniß ihrer Vorgänger, weder in die rechte Beziehung zur Kunst überhaupt, noch zu sich selbst bringen kann. Schon der Ueberblick eines Meisters in einer Mehrheit seiner Werke ist für ihn unterrichtender, als selbst das Höchste, wenn es vereinzelt erscheint, in welcher Vereinzelnung ihm schon die verständigende Erklärung abgeht, die es nach Rückwärts und Vorwärts in lebendige Verbindung bringt.

Ich verließ Dresden, bevor meine dortige Aufenthaltsfrist abgelaufen war, nach sechs Wochen, und kehrte nach Prag zurück. Das Wenige, was ich von Werken der neuern deutschen Kunststrichtung in der Historienmalerei gesehen hatte, schwebte mir als ein Verwandtes, mir aus der Seele Genommenes und längst Geahntes vor. Ich wollte mich in ähnlicher Weise versuchen, allein da ich die Ausgangspunkte jener Richtung, die alte traditionelle Kunst, so gut wie gar nicht kannte, davon auch von Kennern mit mitleidiger Geringschätzung als von der unmündigen Kindheit der Kunst hatte reden hören; so war ich irre und rathlos. In einem Wiener Conversations-Lexikon las ich z. B. von Albrecht Dürer ungefähr Folgendes: „Wenn auch dem gebildeten Geschmack unserer Zeit seine steifen Erfindungen und altväterischen Ideen nicht mehr behagen könnten, so verdiene doch seine feine und fleißige Nadel als Kupferstecher immer unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung.“

Um dieselbe Zeit kamen mir Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ zu Gesicht, in welchen die Schilderung, wie die altdeutschen Maler gelebt, und der Auszug aus Dürer's Tagebuche eine tiefe Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit Werken älterer, besonders deutscher Kunst in mir entzündete. Ich hätte mir in Prag leicht eine Anschauung so mancher dieser Werke, z. B. durch Holzschnitte, verschaffen können; allein unpraktisch und schwächern, wie ich war, wagte ich nicht, Schritte deshalb zu thun, um so weniger, als ich Niemanden von jener alten Kunst sprechen hörte, und in Betreff meiner Studien immer nur die Antike und Raphael (dessen gewaltige Kunstschöpfungen in den Stenzen ich ebenfalls nicht kannte), und spätere Meister, die eine gewisse Vollendung der äußern Form zur alleinigen Quelle artistischer Ausbildung geeignet machen sollte, anpreisen hörte, die aber in ihrer klassischen Abgezogenheit, bei aller Verehrung, die

ich für sie trug, meine Phantasie zu wenig anregten. Meine Sehnsucht blieb ein halbes Jahr ungestillt.

In einer Gesellschaft äußerte ich einmal zufällig den Wunsch, mir durch eigene Anschauung einen Begriff von der Kunst der altdeutschen Meister machen zu können. Ein Buchhändler, der zugegen war, sagte mir, er habe ein ganzes großes Buch, worin eine Menge Holzschnitte besonders von Dürer zusammengebunden wären, und er wolle mir dasselbe gerne auf einige Zeit leihen. Ich war außerordentlich gespannt. Ich weiß auf meine damalige Empfindung mich noch so lebhaft zu erinnern; es war einer der entscheidendsten Wendepunkte in meiner künstlerischen Laufbahn; alles später in dieselbe Eingreifende waren nur Entwicklungen, Berichtigungen, Läuterungen des damals gelegten Grundes; — ja ich darf sagen, daß damals nicht nur der Künstler, sondern auch der Mensch, welche Beide ich übrigens nie trennen konnte, in mir höchst folgenreich und wohlthätig berührt wurde. — So groß ist der Segen einer, in Redlichkeit dem Wahren und Heiligen zugewandten Wirksamkeit auch auf dem Gebiete der Kunst! Die Kunst von dreihundert Jahren verschwindet, und der alte Meister steht als Führer und Lehrer dem jungen, strebenden, aber rathlosen Gemüthe eines Kunstjägers plötzlich zur Seite.

Es war am Dreikönigstage 1821, als mir das verhängnißvolle Buch Nachmittags zukam; draußen stürmte und schneite es, im Zimmer war es warm und heimlich. Ich setzte mich mit Sammlung und einer Art andächtiger Ehrfurcht und öffnete; — ich sah, — und sah wieder, und traute meinen Augen nicht; eine bisher unbekante Welt ging vor meinen Blicken auf. Das war also die Kunst in der Kindheit, die Kunst in der Wiege; die lallende, unmündige, unbeholfene, kindisch-geschmacklose, Gedanken in roher barbarischer Form darstellende Kunst eines ungebildeten Zeitalters? — Mein erstes Gefühl war ein Gemisch von Zorn und tiefer Rührung.

Das Buch enthielt, außer mehreren Holzschnitten Dürers, unter andern das große schöne Blatt vom heiligen Christoph, wie er, müde und matt auf den Stab sich stützend, mit der heiligen Last des Gottesknaben auf der kräftigen Schulter, aus dem Wasser steigt, und der greise Eremit mit der Leuchte am Ufer steht; — dann das Leben Mariens komplet.

Ich hatte wenigstens in der äußern Form grobe Mängel und schwächliche Schülerhaftigkeit zu finden erwartet, wenn ich auch,

in Bezug auf den Geist, eines Andern gewärtig war, — und hier stand eine Form vor mir, freilich im schneidenden Gegensatz mit derjenigen, die vor den Augen der Verächter unserer großen Vorfahren Gnade gefunden, und die ihre charakterlose Glätte und Gedunsenheit, der mißverstandenen Antike entborgt, gern als Schönheit, und ihre affectirte Weichlichkeit als Grazie verkaufen möchte. Hier stand eine Form, hervorgegangen aus der tiefen Erkenntniß ihrer Bedeutung, und diese erschien wieder, gestützt auf Kirchlichkeit, als Allgemeines, und Nationalität als Besonderes, wie Beides sich in einer Persönlichkeit abspiegelt. Der aus dem falschen Schönheitsfinne hervorgegangenen, verwischten Charakterlosigkeit der gewöhnlichen akademischen Kunst gegenüber, stand hier vor mir eine scharfe, großartige Charakteristik, welche die Gestalten, — sie wie zu alten Bekannten machend — durch und durch beherrschte. Gewänder hatte ich früher nie gesehen; denn dieser, wenn auch schon hie und da etwas übertriebenen, durch Gedankenreichthum veranlaßten Fülle klarer, bis in's kleinste Faltenauge, in den letzten Saum durchgeführter Motive gegenüber, verdienten jene unbestimmten Wolkenhüllen oder naßanklebenden Draperien, oder auch jene, die Phantasielosigkeit und den Mangel an Erfindung in anderer Weise beschönigenden Gliedermannsmäntel, kaum den Namen von Gewändern. Und so stand überall der sich hinter vornehmes Verschmähnen flüchtenden Dürftigkeit der aus der Aufklärungsperiode erwachsenen Kunst, eine Welt von Phantasie und schöpferischer Kraft gegenüber. Die kräftige Plastik auch bei Gegenständen mystischer Art, die einen kernigen gesunden Gedanken ganz und voll aussagt, that mir wohl. Die priesterlichen Engel statt der nackten, geflügelten Kinder und Amoretten, und jener, mit einem nackten Arme oder Beine kokettirenden Zwitterwesen von Genius und Nymphe, erschienen mir wie Gottesboten, scharf den eingerissenen Unfug rügend. Die heiligen Gestalten alle in ihrer Eigenthümlichkeit, würdig, ernst und klar, athmeten treuherzige Wärme; selbst das sogenannte Beiwerk war hier kein Beiwerk mehr. Wie der Pilger, der an heiligen Orten wandelt, jeden Stein mit liebender Aufmerksamkeit betrachtet, jedes Stück alte Manier, jeden Strauch, jedes Bäumchen, jede Bergspitze mit dem Geheimniß in Beziehung bringt, das hier gewirkt ward, und das Bild der Vertlichkeit seiner Erinnerung einprägt; — mit eben solcher Liebe und Treue sah ich hier den Meister den Schauplatz der heiligen Begebenheiten

anordnen; es sei nun die Stube im Hause Joachims, das Haus des Zacharias, von dessen Schwelle man in die reiche Gebirgslandschaft blickt, der Stall von Bethlehem, oder die Hallen und Räume des Tempels, — überall jene Fülle der Phantasie, die die Strahlen von ihrem Brennpunkte bis in ihre äußersten Ausläufe verfolgt. Hier fühlte ich mit Freude und Beruhigung, daß Phantasie am Künstler kein zu belächelnder Fehler sei, daß die Kunst es mit der Liebe gemein habe, auch den kleinsten Gegenstand, der mit dem Geliebten in irgend einer Beziehung steht, liebend zu beachten.

Kein anderer Meister hätte damals auf mich die Wirkung ausgeübt, als gerade Dürer; eine mangelhaftere, äußere Form hätte mich, wenn auch nicht gerade abgestoßen, doch wenigstens irre gemacht. Einen der alten Stylisten hätte ich nicht, oder doch nur zum Theil verstanden. Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntniß der Mittel, mit welchen die bildende Kunst wirken kann, und diese Erkenntniß war eine lebendige, weil die Mittel, nicht abgezogen, blos als solche, sondern in ihrer Anwendung und ihrem Zusammenhange mit dem Zwecke erschienen. Ich fühlte von hier an mein Verhältniß zur Kunst als ein festeres, bestimmteres und mir klarer bewußtes; so wie andererseits das Verhältniß der Kunst zum Leben, mir um Vieles deutlicher geworden war.

Damals fing ich an zu bemerken, daß über die ernstesten und tiefsten Fragen, welche die Kunst näher oder ferner berühren, so wie über diese letztere selbst eine größere Verwirrung der Ansichten und Begriffe herrsche, als ich bisher glaubte; ja ich bekam eine Ahnung davon, daß etwas von dieser Verwirrung unbemerkt in mir selbst Platz genommen habe. Wenn ich auch die groben und plumphen Ausfälle gegen Religion, und besonders gegen meinen alten, angestammten, positiven Kirchenglauben, die mir bei meiner ungewählten Lectüre so oft aufgestoßen waren, immer mit Abscheu zurückwies, weil mein Katechismus ihre Lügenhaftigkeit mich nie verkennen ließ, so hatte doch jene durchaus unlatholische Literatur, wo Haß, Widerwille und Unkenntniß einen mehr oder minder offenen Kampf mit der Kirche führten; jene Literatur, die in Reisebeschreibungen, Geschichte, Romanen und Dichtungen, die ihr zur zweiten Natur gewordene, dabei aber immer von Toleranz redende Feindseligkeit, auch im besten Falle nur schlecht verhält, mich auf der Bahn meiner Entwicklung aufgehalten. Das fühlte ich, ich sah

das christlich-kirchliche Element im Leben der sogenannten Gebildeten theils immer mehr in den Hintergrund gedrängt, theils ganz erloschen; fast glaubte ich, das liege in der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller Dinge und Erscheinungen hienieden.

Das Bleibende im Wechsel hatte ich noch nicht klar erkannt; auch war ich, um all' den Widerstößen, die mein, bisher mehr in der Phantasie wurzelnder Glaube von meinem vielen Lesen erlitten hatte, Trost zu bieten, in diesem meinem Glauben und seinem innigen Zusammenhange mit dem Ganzen der Geschichte viel zu wenig gründlich unterrichtet. Ich fühlte nur seine Schönheit, und auch diese nur nach Maßgabe meiner damaligen Erkenntniß; seine Wahrheit lag mir ferner, als ich meinte! ich war, offen zu gestehen, nur als Künstler katholisch, was ich mir freilich nie zu gestehen wagte.

Der Jdeengang, den ich in Novalis, Tieck, Schlegel, und was zu jener Schule gehörte, verbunden mit dem Wenigen, was ich von Cornelius und Overbeck gesehen, entdeckt zu haben glaubte, weckte in mir den Drang nach einer bestimmten Richtung, die meinen Bestrebungen Halt und Festigkeit zu geben im Stande wäre. Dürer, und was mir zu jener Zeit noch von altdeutscher Kunst zu Gesichte kam, verstärkte diesen Drang; es war die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, Positivem. Was von älterer, bildender Kunst mir bekannt geworden, erklärte mir nun auch die Baukunst jener Zeit, und Prag bot mir in dem Vielen, was es von deutscher Baukunst noch hat, eine Anschauung mehr von dem tiefsinnigen und gewaltigen Geiste unseres christlich-deutschen Alterthums. Alle diese Eindrücke und Anschauungen, die ich nun durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel zu completiren suchte, einigten sich in mir zu einem Bilde des starken und frommen Mittelalters, und dies Bild erhielt durch den Anblick der Winzigkeiten und inneren Zerfallenheit aller Bestrebungen der Neuzeit eine Folie, die seinen Glanz nur noch mehr erhöhte. Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern, und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht nach jener alten Herrlichkeit zu wecken, erschien mir jetzt als die Aufgabe der Kunst. Ich ward Romantiker in diesem Sinne, und meine Compositionen zur böhmischen Geschichte, die ich für die Bohman'sche Kunsthandlung in Prag zum Theil selbst lithographirte, können in mancher Beziehung als der erste Ausdruck meiner damaligen Geistesrichtung gelten.

Eine bedeutende Bereicherung und Erweiterung meiner, nun nach einem bestimmten Ziele strebenden Anschauungen, gewährte mir eine Reise nach Wien. Hier sah ich nun in größerer Anzahl Gemälde deutscher Meister. Vor Allem zog mich meine Vorliebe für Dürer zu seiner „heiligen Dreieinigkeit.“ Ich mußte die wunderbare Ausführung in den Gestalten, Köpfen und Gewändern, wie in der weiten Landschaft unten, wo mit ernster Miene der Meister selbst steht, verglichen mit seinem zweiten Bilde: „der Märtyrer,“ wo die Landschaft enger und größer in Felsen und Bäumen ausgebildet erscheint, wo jeder Grashalm ein kleines Kunstwerk zu nennen ist, anstaunen, als hervorgegangen aus einer überreichen Fülle innerer Poesie; aber ich sah zugleich, daß die Kunsthöhe Dürer's keine vereinzelte Erscheinung sei, sondern eine traditionelle Entwicklung einer auf festen Prinzipien ruhenden, christlich-nationalen Kunst. Darüber belehrten mich die andern zahlreichen Werke deutscher Schule, welche die kaiserliche Gemäldesammlung besitzet. Auch wurde mir durch das Wenige, was diese Sammlung von altitalienischer Kunst besitzet, zuerst die mehr im Geiste des gleichen Glaubens liegende, noch von keinem fremdartigen Einflusse gestörte Verwandtschaft Beider, zum Theil klar.

Ohne mich hier länger bei dem Einflusse der Wiener Kunstschätze auf mich, z. B. bei dem gewaltigen Rubens, oder bei Raphael, oder der herrlichen Handzeichnungen-Sammlung des Herzogs Albrecht aufzuhalten, muß ich nur noch bemerken, daß ich bei dem Custos Ruz mehrere junge Künstler kennen lernte, mit denen gleiches oder doch ähnliches Streben, bei mehr oder minder Talent, mich bald näher befreundete. Nur bei einigen von ihnen ist diese freundliche Beziehung durch aneinander gehende Richtung später unterbrochen worden. Durch Talent und Geist am meisten hervorstechend, erschien mir Moriz von Schwind, der nur durch einen, dem Kerne seines innern Wesens fremden Einfluß von Außen her, in einer Art von Opposition zu den verschiedenen Schattirungen einer und derselben Richtung, der Romantik nämlich, welcher Alle huldigten, stand. Das artistische Lebenselement, worin die Freunde mit jugendlicher Frische sich bewegten, waren alte Chroniken, Theurdank, Weißkunig und Verwandtes, die Ambrasen Waffensammlung, der herrliche St. Stephans-Dom, der mir — nebenbei gesagt — in seinen Statuen, besonders der Vorhallen, der Bildnerwerke von Außen, des Kaiser-Friedrich-Grabmals

und der Chorstühle auch eine Anschauung christlich-mittelalterlicher Plastik gewährte, und was von Resten des Mittelalters die Kaiserstadt sonst noch bewahrt. Ich verließ Wien mit einer Welt von durcheinander treibenden Gedanken und Ideen, die aber alle die Färbung meines Kunstideals, christlicher Romantik, trugen.

Um diese Zeit entstand mein „Vater unser;“ ein kümmerlicher Versuch, der mehr Beifall gefunden, als er verdiente. Auch einige Compositionen zu Bürger's „Wilhelm Jäger,“ die später auch veröffentlicht wurden, gehören dieser Periode an; allein ich fühlte mich zu etwas Größerem und Umfassenderem angeregt. Tieck's „Genosева“ schien mir der Gegenstand zu sein, an dem ich mich selbst und meine romantische innere Welt mir und Andern zum Theil zur Anschauung bringen könnte. Meine Bestrebungen hatten mich mit einem jungen Manne, einem Hörer der Rechte an der Prager Universität, Haas von Dertingen, bekannt gemacht, der in seinen freien Stunden sich mit der Dichtkunst beschäftigte, und auf ihrem Gebiete derselben Richtung huldigte, die ich auf dem meinen verfolgte. Wir hatten uns, kaum gefunden, bald durch innige Freundschaft verbunden. Diese Bekanntschaft sollte von bedeutendem Einflusse auf mein ferneres Leben sein. Sein reiches, harmonisch gestimmtes Gemüth, heiter und frisch, aber durch religiösen und sittlichen Ernst wohlthätig gezügelt, wirkte auch günstig auf das meine, denn er war gleichweit entfernt von frivoler Leichtfertigkeit, wie von jener damals und später in die Mode gekommenen, mit Absicht zur Schau getragenen inneren Zerissenheit, die es liebt, unter dem Bilde eines ausgebrannten Kraters sich darzustellen. Wir entwarfen zusammen den Plan zur „Genosева,“ bestimmten die darzustellenden Momente, und er war immer hoch erfreut, wenn ich ihm ein neu fertig gewordenes Blatt zeigte. Es kam das Ganze zu Stande, und er hing mit solcher Liebe an diesem Producte meiner damaligen freien Stunden, daß er mir von Wien, wohin ihn bald hierauf sein Beruf zu meinem Schmerze mir entrückte, die dringende Bitte schrieb, ihm die „Genosева“ auf einige Wochen zu schicken, was ich natürlich gern that.

So vielfältig ich mich mit Kunstplänen trug, eben so fern lag mir jeder Lebensplan, ich war gänzlich unbekümmert um das, was in der Zukunft mit mir werden sollte. Die Vorsehung aber dachte daran, und bereitete durch Freundeshand den Weg, den ich selbst mir zu bahnen versäumte.

Meine „Genoseva“ war in Wien in höheren und höchsten Kreisen bekannt geworden. Außer den Bemühungen meines Freundes, hatte dazu ein mir unbekannter Mann, der Maler Carl Waagen aus Berlin, der sich damals in Wien auf der Durchreise nach Italien aufhielt, und Zutritt in der höheren und besseren Gesellschaft hatte, aus allen Kräften eines edlen und kunstliebenden Herzens beigetragen. Dies Alles berichtete mir ein Brief meines Freundes sammt der überraschenden Kunde: der Anblick meiner Zeichnungen habe einen Kreis vornehmer Leute, wovon mir der Brief einige nannte, bewogen, mir durch eine Pension einen Aufenthalt in Italien und Rom auf ein oder mehrere Jahre möglich zu machen. Der Brief schloß mit der dringenden Aufforderung, dies großmüthige Anerbieten so schnell als möglich zu benützen, und mich zur Abreise über Wien nach Italien schleunigst vorzubereiten. Die Ueberaschung meiner guten Kellern war groß, und trotz des bevorstehenden Trennungschmerzes, eine freudige. Bei mir, der ich zwar in der Kunst mir eines regen Vorwärtstrebens jederzeit bewußt war, aber im Leben, allen, wenn auch vortheilhaften Umwälzungen, das friedliche stille Einerlei des Gewohnten vorzog, glich diese Ueberaschung beinahe einer Bestürzung. Indeß die Menge der überwiegenden Gründe, die eine Ablehnung eines so großmüthigen, für mich so nützlichen Anerbietens, mich bald als die größte Thorheit erkennen ließen, siegte auch bei mir über jedes Bedenken. Ich nahm mit gebührendem Danke die mir gebotene Wohlthat an, und nach einigen Monaten, nachdem ich die nöthigsten Vorbereitungen getroffen, reiste ich im Spätherbste 1826 ab.

Die Verzögerung meiner Abreise von Wien verschaffte mir, außer dem Verkehre mit meinem Freunde Haas und meinen andern Wiener Freunden, der meinen Aufenthalt erheiterte, noch so manche interessante Bekanntschaft. Dahin gehören der nun verstorbene Custos Primisser an der Ambraßer Sammlung, sammt seiner geistvollen Frau, der als talentvolle Künstlerin bekannten Julie Mihes, der ebenfalls verstorbene Baron Linkowström, Vorsteher des unter seinem Namen bekannten Erziehungs-Institutes und so manche durch Geist und Gefinnung ausgezeichnete Personen, worunter ich vorzüglich Friedrich von Schlegel erwähnen muß. Dieser entschiedene, hohe, klare und tiefsinnige Mann, dessen Schriften mir schon so manchen lichten Blick gewährt hatten, zeichnete mich aus. Alles, was aus der Fülle seines geordneten universalen



und reichen Geistes über seine Lippen kam, war belehrend, erweckend und ermunternd für mich. Indem ich meine Beziehung zu ihm flüchtig erwähne, darf ich seiner Gemahlin nicht vergessen, einer in jeder Rücksicht seltenen Frau; Alle, die sie gekannt haben, werden sich ihrer Zeit Lebens mit hoher Achtung und Verehrung erinnern.

Noch muß ich einer anderen Persönlichkeit erwähnen, nicht von der Art der obigen. Der Mann, von dem die Rede ist, hatte mich schon in Prag einmal besucht; ich kannte damals das System nicht, dem er huldigte und für das er Proselitensuchte. Ein gewisser Schimmer von Geist und Poesie, mir in jeder Form immer interessant, der mir trotz eines unheimlichen Gefühls bei manchen seiner Aeußerungen an ihm entgegentrat, hätte, mich wenigstens zum Theil, in seinen Ideenkreis ziehend, mir, wenn auch nicht geradezu gefährlich, doch hemmend werden können; allein dieser Schimmer schwand durch eine schriftliche Warnung von Freundeshand schon in Prag, und die von dieser Hand niedergeschriebenen Worte: „Ich lasse mir meinen Christus nicht rauben“ commentirten mein unheimliches Gefühl und machten mir deutlich, wo der unverföhnliche Gegensatz zwischen mir und jenem Manne lag, und welche Stellung, ihm gegenüber, mir mein Gewissen gebot. In den wenigen Berührungen, in welche ich noch mit ihm kam, suchte ich nach Kräften diese Stellung zu behaupten, und das brachte uns auseinander. Ich fing an die Geister unterscheiden zu lernen.

Heute habe ich in diesem Punkte ausgelernt; Pantheist oder Katholik sind die letzten Consequenzen des Kampfes zwischen Lüge und Wahrheit, oder um mich gelinder auszudrücken, zwischen Irrthum und Wahrheit.

Endlich ordneten sich meine Reiseangelegenheiten, wozu Herr Hoffsekretär von Pilat mit vielem Wohlwollen und Geduld beitrug. Im Jänner 1827, nachdem ich Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Metternich vorgestellt, von ihm gnädig empfangen und mit Empfehlungen an die österreichische Gesandtschaft in Rom ausgerüstet worden war, reiste ich ab, und zwar mit dem Eilwagen über Venedig, wo ich mich einige Tage aufhielt, Bologna, Ancona direkt nach Rom. Weil die beschleunigte Abreise mir die Erlernung der italienischen Sprache unmöglich gemacht hatte, so suchte ich so bald als möglich den Hauptpunkt meiner nächsten Bestimmung zu erreichen. Eine nähere Beschreibung der Reise würde mich zu lange aufhalten. Weil aber Eindrücke von so entschiedenem

Einflüsse auf den Künstler sind, so muß ich einiger derselben kurz erwähnen. Wer Venedig mit Geist und Sinn gesehen, hat einen der mächtigsten und eigenthümlichsten Eindrücke, der dem Wanderer in Italien aufstoßen kann, genossen. Das Gefühl des Deutschen, der zum ersten Male Italien betritt, wenn ich es nach dem meinigen beurtheilen soll, ist das der gänzlichen Fremde; andere Menschen, andere Sitten, eine andere Natur. Die Lombardei und ein Theil des oberen Kirchenstaates, die Städte Bologna und Ferrara und die Gegend etwas weiter am Adriatischen Meere herab stimmte mich, trotz aller Großartigkeit der Städte, melancholisch. Mir fehlte in der Natur das Heimliche, — in den Städten und Gebäuden das Wohnliche der deutschen Natur, der deutschen Wohnungen; erst in der Gegend von Macerata, wo die Ausläufe der Appeninen in fähnen, schwungreichen Linien sich dem Meere zusenken, hatte ich ein Gefühl, wie einer erhebenden Erweiterung der Brust, das mit der Weiterreise wuchs. Die sogenannten italienischen Landschaften, deren ich viele gesehen hatte, geben keine rechte Idee von der Physiognomie des Landes; diese ist eine ganz andere, die man mit Recht die historische nennen kann. Im Thal von Terni stürzten hundert kleinere und größere Wasserfälle von den malerisch mit Rosmarin, Ginster, Lorbeergebüsch und immergrünen Eichen bewachsenen Wänden, da es Winter war und viel geregnet hatte. Weiterhin verläßt uns der geschichtliche Charakter der Gegend nicht mehr und stimmt zu den wichtigsten, erhabensten und heiligsten Erinnerungen. Nichts sieht profaisch aus. Die alten Städtchen, auf den Bergspitzen hangend, aus der Ferne wie Ruinen zu sehen, mit den altergrauen Thoren, von außen mit Ephen umrankt, nach welchen Weiber in der schönen, fast antiken Landestracht, vom Brunnen kommend, die Wasserurne auf dem Kopfe, den Spinnrocken in der Hand, hinauf ziehen; an den Bergabhängen, an welchen Heerden schöner weißer Ziegen weiden, das matte Grün des Delbaumes zerstreut. Nichts stört die Phantasie, ob sie sich in die antike Welt Italiens versetzen, oder in dieser Wirklichkeit die einfach erhabene Größe biblischer Schilderungen erblicken will; denn der Ordensbruder, der sein Lastthier, mit Früchten oder Holz beladen, nach seinem Kloster leitet; der Einsiedler, der, das Brevier lesend, vor seiner bemoosten Zelle sitzt; oder etwa der Pilger, der an seinem Stabe daher schreitet; anstatt das Bild des großen geschichtlichen Lebens, das uns hier überall entgegentritt, zu stören (wie gewisse

Reisebeschreiber in ihrer unwissenden oder böswilligen Engherzigkeit gerne behaupten) vollenden und krönen dasselbe.

Meine Sehnsucht, Rom bald zu erblicken, wuchs von Stunde zu Stunde. Ein Schweizer Kaufmann, der schon einmal in Rom gewesen, hatte sich auf einer der letzten Stationen zu uns gefunden. Es that mir wohl, wieder einmal deutsch sprechen und mich bei ihm vorläufig um Manches, was Rom und meinen Aufenthalt daselbst betraf, erkundigen zu können. Meinen Wunsch, die heilige Stadt zuerst aus der Ferne zu sehen, mußte ich aufgeben, denn mein neuer Reisegefährte erklärte, wir würden in der Nacht hinkommen. So lange ich Gegenstände unterscheiden konnte, spähte ich aus dem Wagen. Schon lange war es dunkel und regnete, der Wagen donnerte hohl. Ich frug den Conducteur wo wir seien? „Ponte Mollé“ war die Antwort. Ein Gefühl, von dem ich früher keine Ahnung gehabt, bemächtigte sich meiner. Seitwärts beim Scheine einiger Sterne ein schwacher Schimmer; es war die Tiber. Der Wagen rollte bald durch die Porta del Popolo den Corso entlang nach der Dogana. Mein Schweizer hatte mir versprochen, mich zur Herberge in das deutsche Gasthaus zu Franz Rößler zu bringen. Als wir abgestiegen und auf die Straße traten, war Alles still und einsam, nur das Geplätscher der Springbrunnen unterbrach die Stille; riesenhafte Paläste zeichneten große Umrisse in die Dunkelheit, und auf der Piazza Colonna starrte die Antonius-Säule in die Nacht empor.

Im Gasthause angekommen, das außer einer deutschen Ueberschrift keine deutsche Spur hat, machte ich mich nach langer Zeit bequem und überließ mich einem freundigen Gefühle, dem Gedanken: Ich bin in Rom! Mit diesem Gedanken, der mir immer neue Seiten und Gesichtspunkte des Erfreulichen, Erhabenen, Lehrreichen und Schönen darbot, das sich daran knüpfte, schlief ich ein. — Der Kellner, der das Fenster öffnete, weckte mich. Ein warmer Sonnenstrahl fiel in's Zimmer, und ein Granatbaum mit seinen rothen Blätthen schaute herein. Mit demselben Gefühle, mit dem ich eingeschlafen, erwachte ich. Es war ein herrlicher Januar-Morgen; es trieb mich gleich auf die Straße. Aus dem Hause getreten, das in der Via Condotti nahe am spanischen Plaze liegt, trat mir die Treppe, auf welcher man zu dem Monte Pincio gelangt, oben mit der Kirche St. Trinita de Monti und unten auf dem Plaze das große Wasserbassin mit dem Springbrunnen, la

Barcaccia genannt, entgegen. Auf dieser Prachstiege bestieg ich, nachdem ich meinen Koffer von der Dogana in mein Gasthaus hatte bringen lassen, die Anhöhe, die einen Ueberblick über das neuere Rom gewährt. Ich suchte zuerst mit den Augen nach der größten Kuppel der Welt, sie war bald gefunden, und glänzte mir gegenüber, an der entgegengesetzten Seite der Stadt. Nachdem ich lange in den Anblick versunken geschwelgt hatte, im Vorgefühle alles Herrlichen und Großen, das ich sehen und genießen und erleben sollte, machte ich Versuche, einige deutsche Künstler und vor Allen den Maler Karl Waagen, nach dessen persönlicher Bekanntschaft ich mich sehnte, um ihm zuerst meinen Dank für alle seine Theilnahme, die er in Wien für meine Kunst bewiesen, abzustatten; und mit Recht hoffte ich, der bereits seit einem halben Jahre in Rom Lebende, werde mir bei meinen ersten Ausflügen mit Rath und That zur Hand sein und mich auf Manches aufmerksam machen können. Ich ging nach dem Café greco, dem gewöhnlichen Zusammenkunftsorte der Deutschen, traf aber Niemand; jedoch erfuhr ich, daß Abends viele Deutsche hinkämen. Ich ermangelte nicht, mich mit einbrechendem Abend einzufinden, hörte auch gleich deutsch sprechen. Ich erkundigte mich nach Waagen, es hieß, er würde gleich hier sein. Man fragte mich, ob ich Künstler und woher ich sei? Ich nannte meinen Namen, und da fand es sich, daß ich schon lange in diesem Kreise erwartet und bekannt sei. Meine erste Ansprache war der leider zu früh verstorbene, damals schon kranke, geniale Genre-Maler Kraft, eine stille, lebenswürdige Erscheinung.

Waagen ließ nicht lange auf sich warten. Nach den ersten Begrüßungen, wie sie bei zwei Menschen stattfinden, die sich kennen und doch zum ersten Male im Leben sehen, traten wir uns auch bald geistig näher, und blieben in der freundschaftlichsten Beziehung bis zu Waagen's Abreise von Rom, die ein Jahr früher als die meinige erfolgte.

Zugleich mit Waagen lernte ich Dr. Carl Desterley aus Göttingen, jetzt Professor an der dortigen Kunstschule, kennen, einen edlen, gefühlvollen, jeder Begeisterung fähigen Mann, der mit Waagen meinen nächsten Umgang bildete. Wir besuchten zusammen den Vatican und St. Peter, das Capitol, das Forum, Coliseum, überhaupt das alte Rom; sahen Gallerien und Kunstschätze in Kirchen und Palästen. Ich nahm eine Wohnung auf dem Monte Pincio in der Nähe meiner Freunde, und wir sahen uns von da an täglich.

Nach dem ersten Staunen über die Wunder der Hauptstadt der Christenheit wurde es mir möglich, nach und nach mehr Plan in die Betrachtung und das Studium der so mannigfachen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit anregen, zu bringen. Der Vatican mit seinen unermesslichen Schätzen an antiker und christlicher Kunst mußte zuerst seinem Inhalte nach überblickt und doch wenigstens der Hauptsache nach gekannt sein, um dem Einzelnen meine Betrachtung zuwenden zu können. Die Werke Raphael's und Buonarotti's waren hier bald mein Hauptaugenmerk. Es ist die Kunst auf der Höhe, in ihrer Vollendung, im kräftigsten Mannesalter, die in den Vaticanischen Fresken beider Meister vor uns steht; so verschieden sie auch an sich sind. Raphael, die höchste traditionelle Entwicklung der Kunst, unter dem Einflusse der Antike; — Michel Angelo, die Kunsttradition überspringend, ein Meteor, das, aller Berechnung sich entziehend, seine eigene Bahn wandelt. Nirgends wird sein Verhältniß zur alten, traditionellen Kunst fühlbarer, als in der Sixtinischen Kapelle, wo die Seitenwände mit Werken älterer Meister, z. B. Perugino's, Pinturichio's u. A., aus dem neuen Testamente geschmückt sind, neben welchen sein jüngstes Gericht, seine Sibyllen und Propheten, und an der Decke die Bilder aus dem alten Testamente, von seinem gewaltigen Genius Zeugniß geben, der eben so wenig mit gutem Erfolg nachgeahmt werden kann (wie die spätere Kunstgeschichte beweist); als er sehr bewundert und geachtet werden muß. — Er ist der Dante auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Nachdem ich die wichtigsten Kunstwerke Roms überblicksweise gesehen, und zwar von der antiken Plastik zu den ältesten Werken christlicher Kunst übergehend, die alten Mosaiken in St. Agnese, St. Cosmas und Damiano und anderen Kirchen, die Masaccio-Kapelle in St. Clemente, die Fiesole-Kapelle im Vatican, die Pinturichio-Kapelle in Ara cöli betrachtet, und sofort bei Perugino's und Raphael's Jugendarbeiten angekommen, und in seinen und Michel Angelo's Vaticanischen Fresken den Höhepunkt der Kunstentwicklung des 16. Jahrhunderts erkannt, aber auch geahnt hatte, daß in der hohen Vollendung der Form nun auch schon der Keim des Sinkens gegeben sei, worin mich Dominichino's Fresken in St. Andrea della Valle und was Rom von späteren Meistern bewahrt, nur bestärken konnte: fühlte ich den lebhaften Trieb, mir nun auch die neuere Kunst in

ihren würdigsten Repräsentanten anzusehen, unter denen Overbeck natürlich obenan stand.

Die neuere, bessere Richtung, — die, den Geist und das innere Wesen der Kunst in ihre alten Rechte einzusetzen bemüht, das Studium der alten christlichen Kunst, die von diesem Geiste beseelt ist, wieder aufgenommen hatte, — ist von den Deutschen ausgegangen. Ehe ich die Männer selbst kennen lernen wollte, suchte ich sie in ihren Werken. Die Fresken in der Casa Bartholdi aus der Geschichte des ägyptischen Joseph von Overbeck, P. H. Veit und Cornelius, alle meine Erwartungen übertreffend, bezeichnen zunächst und ohne alle Nebenansicht und Richtung das rein Historische; während man den Fresken in der Villa Massimi aus den drei großen italienischen Dichtern: Dante, Tasso und Ariosto von Veit, Julius Schnorr, Overbeck und Koch theilweise — wie in der Natur der Sache liegt — den Beischnaß des Romantischen nicht absprechen kann; — was ich nur in Bezug auf meine damaligen romantischen Tendenzen erwähne.

Als ich diese Villa besuchte, war nur das Ariosto-Zimmer — ganz von Schnorr — vollendet; von dem Tasso-Zimmer von Overbeck waren die Decke und zwei Wandgemälde fertig. Im Zimmer des Dante, wo die Decke von Veit vollendet war, traf ich Koch, der an einem Wandgemälde aus dem Purgatorium beschäftigt war. Ich fand an ihm ganz den eigenthümlichen Mann, als welchen der Ruf ihn mir schon bezeichnet hatte, eines jener geborenen nicht affectirten Originale, denen man alles verzeiht, was man von Anderen als verlegend oder beleidigend aufnehmen würde. Hinter der herben Form, in welcher er seine, in der Regel richtigen Ansichten aussprach, schimmerte immer eine gewisse aufrichtige und treuherzige Gutmüthigkeit hervor, die seinem Zorne über gewisse Uebelstände, besonders in Bezug auf moderne Kunstverhältnisse, mitunter etwas Komisches gab. Geistreich, poetisch, durch und durch Künstler, und in Rom, wo nur sehr gewöhnliche Naturen die verblasenen und abgegriffenen Manieren unserer deutschen Salons-Conversation vermissen; war er in Betracht seines äußeren Erscheinens und Sichgebens ein Naturgewächs mit allem Schroffen, Eckigen und Spitzigen und allen Schönheiten eines solchen. — Ich werde später wieder auf ihn zurückkommen.

Overbeck, den ich nun besuchte, ist die liebenswürdigste Persönlichkeit, die man sich denken kann. Seine äußere Erscheinung stimmt

mit seiner geistigen Eigenthümlichkeit vollkommen harmonisch zusammen, wie seine Werke wieder mit seiner persönlichen Erscheinung im Einklange stehen. Die große, hagere Gestalt, der schöne, edle Kopf, die denkende Stirne, die tiefliegenden seelenvollen Augen, das schlicht um die Schläfe fließende Haar vollenden den Eindruck eines ganz innerlich lebenden, geordneten, über Zweifel und grübelnde Spitzfindigkeit, in die heitere, stille und friedliche Region des Glaubens erhobenen Mannes. Ich traf ihn an einer größeren Sepiazeichnung arbeitend, die, später durch Lithografie vervielfältigt und bekannt geworden, Johannes in der Wüste, Buße predigend, darstellte. Die herrliche Composition, das tiefe Seelenleben der Gestalten, die, von der flammenden Rede ergriffen, gesenkten Hauptes in sich gekehrt, die Wunden ihrer Seele betrachtend, von denen der Mund der Wahrheit die bergenden Hüllen weggerissen; die Klarheit des Gedankens in der Ausführung bis zur höchsten, immer aber bescheidenen, durchaus belebten und beseelten Vollendung gesteigert; kurz das Ganze machte mir zugleich einen demüthigenden und erhebenden, ermunternden Eindruck wie überhaupt die meisten Werke dieses großen Meisters auf empfängliche Gemüther wohlthätig wirkten.

Bei Julius Schnorr fand ich mehrere Arbeiten, die von seinem großen Talente glänzendes Zeugniß ablegten. Vor allen eine bedeutende Anzahl Federzeichnungen, aus der heiligen Schrift des alten Bundes, voll kräftigen Lebens, mit äußerst phantasiereich geordneten und erfundenen Landschaften. Der große Ruf, den dieser Meister schon damals genoß, erschien mir in seinen Werken vollkommen gerechtfertigt.

Philipp Veit, den ich schon früher besucht, hatte eben keine bestimmte Arbeit unter den Händen; um mir jedoch einen Begriff von seiner Kunst zu machen, war das Paradies in dem Zimmer des Dante in der Villa Massimi mehr als hinreichend. Im edelsten, großartigsten Style erfunden und ausgeführt, vereinigt es in sich Alles, was eine schöne Gesinnung und echte Begeisterung als höhere Vollendung dem Kunstwerke verleihen können. Veit's persönlicher Charakter ist der geradeste, offenste und dabei auspruchloseste, der sich denken läßt.

Wenn ich nun etwa Thorwaldsen's Studium mit der Menge der dafelbst befindlichen, ganz vollendeten, halb fertigen und erst im Entstehen begriffenen Werke noch erwähne; so hätte ich das Hervorstechendste, was das neuere Kunstleben in Rom bietet oder damals

bot, bezeichnet. In der gränzenlosen Verwirrung der Ideen und dem Durcheinanderschreien unzähliger, theils verschuldeter theils unverschuldeter Irrthümer in Leben, Wissenschaft und Kunst, in welchen die europäische Menschheit seit drei Jahrhunderten sich abarbeitet; ist es auf dem Kunstgebiete besonders die Plastik, die, ihrer Aufgabe am allerwenigsten bewußt, ihre wahre Heimat nun durchans nirgend anders, als im alten griechischen Heidenthume zu haben wähnt, und durch diesen Wahn eben sich aller Heimat, alles festen gesicherten Bestandes beraubt, und deren so lange beraubt bleiben wird, bis sie entweder christlich wird, und zwar mit ganzer Gesinnung, oder bis es etwa dem modernen Pantheismus gelingt, in sich alle Irrthümer in ihrer einzig scheinbaren Consequenz zu sammeln, und diese der kirchlichen Wahrheit gegenüberstellend, den alten Naturkultus (freilich in einer noch viel schauderhafteren, als der alten heidnischen Form) wiederherzustellen, und so durch eine dieser Richtung entsprechende Kunst möglich zu machen. Dann würde aber auch die Zeit nahe sei, wo Gott den Leuchter aus unserer Mitte nehmen, und eine vollendete Barbarei mit ihrem Hereinbrechen nicht nur aller Kunst, sondern allem geistigen Leben schnell ein Ende machen würde.

Thorwaldsen's seltener Genialität ist es gelungen, jenes Grundübel, von welchem die Bildhanerei unter allen Künsten am spätesten genesen zu wollen scheint, jedem, nicht tief in's Innere blickenden Auge zu verhüllen. Thorwaldsen ist Grieche, so fern dies einem zum Christenthume berufenen, im neunzehnten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung lebenden, dem ernstern, — fast schwermüthigen Norden entstammten, in der christlichen Hauptstadt lebenden und wirkenden Manne möglich ist. Wie und in wiefern dies aber möglich ist, wird Jedem einleuchten, der in der Kunst nicht etwa bloß ein zufälliges Phantasspiel zu erblicken gewohnt ist, sondern was diese wirklich ist, eine Blüthe der durch das Christenthum zu neuem Leben erlösten und erweckten Menschheit, die auf dem Allerrealsten, was der Menschheit hienieden zu erreichen möglich ist, sich erschlossen hat. Zwar auch im Christlichen hat Thorwaldsen sich versucht, und schon der Versuch ist dankenswerth. Sein kolossaler Christus, seine zwölf Apostel und die Predigt Johannes bilden zusammen eine, — schon dem Aufwande der materiellen Mittel nach beurtheilt, — riesenhafte Arbeit und bezeichnen eine sehr bestimmte Periode seines Wirkens. — Was mit dem Verstande, etwa nach Art des Mimen, der



von außen und oben herab sich in den Geist seiner Rolle einzustudiren sucht, erreicht werden kann, ist in diesen Werken erreicht: allein bei einem Gegenstande, der, wie die christliche Kunst, durchaus Gefinnung voraussetzt, genügen diese Mittel nicht. Wie wir im Leben schon jedes erkünstelte, an sich unwahre Gefühl Komödie nennen, so ist Thorwaldsen in diesen Bildwerken, — so meisterhaft sie auch von Seiten der Anwendung äußerer Kunstmittel erscheinen — dennoch nichts als ein Schauspieler. Die vernünftigste, allein consequente und ganze Form des Christlichen in der Welt ist das Katholische; somit nothwendig alle christliche, oder besser alle Kunst eine katholische. Die innere Natur aber, das eigentlichsste Wesen des im allgemeinen oder katholischen Sinne Christlichen, ruht im ganzen Menschen; vorzugsweise aber in der Gefinnung, in der Willensrichtung. Daraus geht hervor, daß eine nicht katholische christliche Kunst umsoweniger denkbar ist, je seltener mit Kunstbefähigung so ausgerüstete Geister, wie Thorwaldsen sind.

Als Mensch ist Thorwaldsen ein durchaus edler und echt künstlerischer Charakter, ausgezeichnet und geehrt von der Welt, wie wohl nicht bald ein Künstler; mit den Orden aller europäischen Mächte decorirt, ist er im Leben bescheiden und anspruchslos, ohne allen Stolz; wohlthätig, oft bis zum eigenen Nachtheil, ist er in dieser Hinsicht oft mißbraucht worden, wie der verstorbene Canova, der, obshon Katholik, und zwar ein gläubiger, die Kunst auch als Etwas für sich betrachtend, sich in ihr demselben Streben nach Griechenthum hingab. Die Kunst Canova's ist weicher, um nicht zu fagen weichlicher, als Thorwaldsen's Kunst.

Dies Alles was damals in Rom als Ahnung in mir lag, und heute, da ich es niederschreibe, mir klare, unumstößliche Ueberzeugung ist, wird mir im glimpflichsten Falle als Beschränktheit und Einseitigkeit angerechnet werden; allein ich bin es seither gewohnt, alle Einheit, „Einseitigkeit“ gescholten zu hören und zu lesen, während die jämmerlichste Zerrissenheit mit dem Namen „Vielseitigkeit“ beehrt wird. So lange die Sonderung von Wahrheit und Irrthum und Lüge nicht einmal erstrebte, viel weniger gelöste Aufgabe in unseren Kunst- und sonstigen Zuständen bleibt, gebe ich es auf, Verständigung in diesen Dingen für möglich zu halten. — Auch von der Kunst gilt jener göttliche Ausspruch: „Suchet zuerst das Reich Gottes, alles Uebrige wird euch dann zugeworfen werden.“

Mit dem Gesagten habe ich eigentlich der Schilderung meiner eigenen Entwicklung zum Theil vorgegriffen.

Je gedrängter und mächtiger die Eindrücke waren, die Rom und römisches Leben auf mich machten, desto mehr stieg in mir der Drang, nun auch von Zeit zu Zeit selbst wieder etwas zu schaffen; allein trotz meiner noch immer lebendigen Vorliebe für Romantik, brachte ich es doch auf jenem Boden — mit Ausnahme eines kleinen Cyclus aus Tieck's „Rinnenberge“, den ich im Auftrage des Herrn Hugo Altgrafen von Salm componiren mußte — zu keiner eigentlich romantischen Stimmung und Idee, noch weniger zur künstlerischen Behandlung eines solchen Stoffes.

Ich las römische Geschichte mit hohem Interesse an der Stelle, wo all' dies Gewaltige sich begeben, vor Allem aber die Briefe des h. Paulus an die Römer und die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes, aus denen die Gegenstände, deren künstlerische Behandlung ich versuchte, genommen waren. Der Sinn für das eigentlich Historische wuchs mit jedem Tage in mir, je mehr der Sinn für das innere Wesen desselben mir aufging, und hier, wo Alles den Geist der Geschichte, und zwar der Weltgeschichte athmete, aufgehen mußte. Schon das todte, stumme und schweigende Rom, wie es in seiner Naturumgebung und Lage und seinen Monumenten sich darstellt, ist keine Abhandlung über diese oder jene geschichtliche Epoche, sondern eine begeisterte Predigt von der Weltgeschichte aus dem höchsten Gesichtspunkte, aus welchem diese sich fassen läßt, oder vielmehr allein betrachtet werden sollte.

Ich will glauben, daß wir manche brauchbare Reisebeschreibung oder Dertlichkeitschilderung von Ost- und Westindien und anderen Ländern und Völkern, von dieser oder jener Stadt besitzen; von und über Rom aber fehlt uns eine solche noch zur Stunde. Die meisten von Jenen, die auf dem Gebiete dieser Literatur, des Wortes- und Bücherschreibens sich bemächtigt haben, fügen ihrer, im höchsten Grade befangenen und geistlosen Anschauungsweise auch noch Unredlichkeit und Lüge hinzu. Anstatt die Bedeutung Roms in ihrem ganzen Umfange und in ihrem Verhältnisse zur Weltgeschichte, insofern sich dies erkennen und lernen läßt, zu studiren, finden sie es bequemer, das Unverständene zu schmähern und zu lästern; es steht jedoch zu hoffen, daß auch dies sich ändern werde. Für mich ist die Versuchung einer Schilderung groß; wäre eine solche nicht gegen den nächsten Zweck dieser Blätter, und wäre meine Feder ge-

lenkiger, ich würde dieser Versuchung unterliegen. Einige Züge jedoch sind mit der Aufgabe, die ich in diesen Zeilen zu lösen mich bemühe, zu innig verbunden, als daß sie wegbleiben könnten.

Wollte Jemand die Weltgeschichte in symbolischer Weise durch ein Landschaftsgemälde schildern, er hätte es gethan, wenn es ihm gelänge, das Charakteristische und zur Bedeutung gehörende Eigenthümliche der römischen Landschaft im Bilde zu fassen.

Wie die Sonne in ihrem täglichen Laufe aus den Pforten des Aufganges hervorgehend, wie die Geschichte in dem geheimnißvollen Orient aus ihrer Wiege steigend, — jene mit ihren Strahlen, diese mit ihrer immer lichterem Entwicklung nach Westen fortschreiten, so begränzen im Osten in schöner, räthselhafter Wildheit verworren die Sabiner-Gebirge den römischen Horizont.

Berge waren von je her und bei allen Völkern die Träger von Geheimnissen, und selbst die Erleuchterin aller Geschichte: die heilige Geschichte, knüpft an Berge ihre größten und erhabensten Mythen. An den Bergen und auf ihren wolkentragenden Häuptern wohnt und siedelt die Sage, welche Poesie und Geschichte verbindet.

Im Norden ragt der Berg Soracte über niedrigere Höhen und schaut wie neugierig nach Rom herüber. Gegen Mittag, wo sich in der Nähe des alten Tibur die Sabiner-Gebirge herabsenken, öffnet sich eine Lücke, in der Gegend von Cori und Palestrina; dann heben sich südlich im sanften, reizenden Wellenschlage die Gebirge von Latium, mit lieblichen Wäldchen, Villen, kleinen Städtchen und Klöstern bebaut. Ueber Albano hinaus gegen Civita Lavinia senken auch diese sich allmählig herab, der Rhythmus der Bewegung hört auf, und eine andere Größe begegnet hier dem Auge; es ist die Abendseite des römischen Horizontes. Unabsehbar, in majestätischer Ruhe dehnt sich die Campagna Romana hier aus, und über unermesslicher Fläche hebt sich das Meer, ein blauer und glänzender Gürtel, ein Bild und eine Ahnung der Unendlichkeit wie ein großer Feierabend und Abschluß nach dem Lärm und Treiben des weltgeschichtlichen Tages. Das ist der Gesichtskreis, der Rahmen gleichsam um die stille tieffinnige Emdöde, in deren Mitte Rom liegt.

Wenige Straßen nur ziehen sich durch die von Hirten bewohnte, von zahllosen Heerden durchweidete hehre Wüste nach der priesterlichen Hirtenstadt, wo einst die Beute unterjochter Nationen auf

allen Wegen herzuströmte. Den welthistorischen Charakter der römischen Landschaft finden wir in der Stadt Rom auf's Höchste gesteigert wieder. Rom, der Mittelpunkt der Kirche, steht, wie das Kirchengebäude auf dem Kirchhofe, auch auf dem großen Friedhofe der Zeiten, der Völker und ihrer Geschichte. Die Bestandtheile der Geschichte, wie die einer einzelnen Begebenheit, Ursache, Wirkung und Folge liegen klar gesondert und lebendig verbunden sichtbar vor unseren Augen; das geschichtliche Element mischt sich in jede Anschauung des römischen Lebens. So liegt auch dem Aeußeren nach in Rom das scheinbar Verschiedenste traulich und friedlich nebeneinander: prächtvolle Plätze und Straßen mit gigantischen Springbrunnen, herrlichen Palästen und Kirchen, mit dem städtischen Gewühle, das auf ihnen sich herumtreibt, einsame Ruinenlabyrinthe, wo die Ziege das Epheu von der gestürzten, im hohen Grase liegenden Säule, von der verwitterten Marmorwand reißt; — die lachende Villa, das stille Kloster, die Denkmale der Tyrannei und die Monumente der Liebe, — neben der größten epischen Erhabenheit die freundliche Idylle.

Wo gäbe es einen Platz in der Welt, wie das Forum unter dem Capitol? Welche Contraste und welche Auflösung derselben! Dieses Capitol selbst in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, an seinem Fuße der Kerker des h. Petrus, die Triumphbogen, die Tempeltrümmer, im Hintergrunde Vespasian's Theater, rechts die Paläste der Cäsaren in Trümmern! Ohne der Deutung aller dieser stummen Ueberreste, die mindeste Gewalt anzuthun, wie die neueren Verfälscher der Geschichte sie dem vorhandenen historischen Stoffe angehan haben, kann ich aus diesen Resten die Tiefen und den großen Zusammenhang der Rathschlüsse Gottes und der ihnen folgenden oder widerstrebenden, immer aber dienenden Menschheit in sehr lesbaren Zügen ahnen. Nicht weit vom Forum (Campo Vaccino) unter dem copitolinischen Berg führt mich die Erinnerung durch den Janusbogen bis zu Noah hinauf, von wo die jetzige Welt, von einer Familie ausgehend, ihre Geschichte beginnend, die erneuerten Verheißungen Gottes erhält. Der bei allen Völkern unter verschiedenen Formen zur mythischen Gestalt, bei den Römern zum Janus gewordene Erzvater Noah deutet doppelt den Charakter des Heidenthums, wie es durch symbolische und poetische Anschauungen und Zusätze der Urgeschichte und Uroffenbarung zum Theil selbst geworden und entstanden ist.

Werden wir zwar in Rom an jenes Volk, das Gott zum Träger und Bewahrer des heiligen und reinen Urlichts bestimmt und zu diesem Zwecke wunderbar geführt hatte, bis seine Aufgabe erfüllt war, nur mittelbar erinnert, so sind doch diese Erinnerungen so gewaltig, daß sie aus den Erinnerungen an die Völker, deren Geschick mit Rom in Verbindung stand, in höchst wunderbarer Weise hervorstechen. Trägt der eroberte Obelisk mit seiner geheimnißvollen Bilderschrift im neuen Rom das Kreuz als Schmuß und Siegeszeichen, so erinnert er zugleich an Israels Knechtschaft in Egypten und seine vorbildliche Befreiung und Erlösung, und hierdurch an die geistige Erlösung von der Knechtschaft der Sünde, die, von diesem Volke ausgehend, der Welt zu Theil geworden, und ihren Herzsprung in dem siegreichen, endlich selbst vom Kreuze besiegten, nun durch das Kreuz siegenden Rom gefunden.

Drei Monumente sind es besonders, die, ganz nahe beisammenstehend, zu diesen und ähnlichen Betrachtungen veranlassen. Erinnert uns der Triumphbogen des Titus mit seinem stummen Gestein, seinen Basreliefs, wo die heiligen Tempelgeräthe, besonders der siebenarmige Leuchter, gleichsam eine Uebertragung des Heiligthums von Jerusalem nach Rom (zwar jenen Zeiten noch unbewußt) andeuten, an jenen großen prophetischen Ausspruch des Herrn über Jerusalem und an seine Erfüllung; so begegnet uns in der ungeheuren Theaterruine Vespasian's, Coliseum genannt und nun mit Recht zur Kirche geweiht und erhoben, abermals Israel, nun selbst eine große Ruine. Israel in der Knechtschaft baute Egyptens Paläste; — Israel in der Knechtschaft Roms baute auch dieses Denkmal, den blutgedüngten Schauplatz der ruhmreichen Kämpfe der Märtyrer für das Licht und die Freiheit des Evangeliums, die hier zur entsetzlichen Lust des entarteten Roms ihr kostbares Leben unter den Zähnen der wilden Thiere ließen. Ueber dem Eingange dieses riesigen Bauwerkes glänzt nun das Kreuz. Treten wir in die Arena, so erhebt es sich in deren Mitte, und die Stationen der Via dolorosa fassen ihren Umkreis. Gehres Schweigen, berebete Stille in diesem Raume! Von den verfallenen Sitzen der Imperatoren und des römischen Herrschervolkes nickten und neigen sich blühende und duftende Gebüsche, die der flatternde Vogel durchstirrt, und mit denen die milden römischen Lüfte spielen. Die Stürme, die hier getobt, sind vorüber. Wie junges blühendes Leben hier über Trümmern sproßt, so drängen sich die Gedanken in die einzige Empfindung

zusammen; der Tod ist verschlungen in den Sieg; der alte Heidenhimmel mit seinen erträumten Göttern, der den wahren Himmel und den Weg zu ihm so lange verbunkelte, ist gefallen vor der Macht dessen, der stark und mächtig ist in den Schwachen, und siehe: „ein neuer Himmel und eine neue Erde.“

Herausgetreten aus dem wundervollen Kampfplatze, von dem einzigen Schlachtfelde, auf dem nur die Gefallenen Sieger sind, erinnert uns zwar der Bogen Constantins auch an einen mehr irdischen Sieg: daß nämlich mit dem ersten christlichen Kaiser das Christenthum den weltlichen Herrscherthron bestiegen. Aber jene himmlische Krone geht der irdischen voraus. Die Kirche Christi ist hienieden die streitende, und die Welt hört nicht auf, ihr Kämpfe zu bereiten, die Dornenkrone der Schmach ihr aufzusetzen, mit der sie einst die Schläfe ihres göttlichen Bräutigams umwand.

Alle diese Eindrücke und dem Gemüthe sich aufdrängenden Anschauungen konnten, — je mehr sie sich des Menschen in mir bemächtigten, auch auf den Künstler nicht ohne Einfluß bleiben. Der hohe Geist der Kirche, der mit dem ganzen Menschen auch seine Kunst umfaßt, stellt in seiner allein vernünftigen oder katholischen Ansicht der Welt- und Menschengeschichte, auch die Hauptmomente einer ächt historischen Kunst fest, und ordnet das Einzelne in seine rechte Stelle zum Ganzen, wodurch es naturnothwendig, Bedeutung und rechtes Leben erhält. Nur die Seichtheit und Oberflächlichkeit kann in Leben und Kunst sich mit einer nicht katholischen Geschichtsanschauung begnügen, wenn so etwas den Namen einer Anschauung verdient.

Jene hehre Schönheit, mit welcher die Kirche ihr ganzes Leben, und besonders die Feier ihrer heiligsten Geheimnisse umgibt, und wobei die Künste dienend mitwirken, ist durchaus besetzt von diesem welthistorischen Hauche, und für den, der durch zufällige örtliche Mängel, Mittellofigkeit oder persönliche Geschmacklosigkeit hindurch auf den Grund der Sache zu blicken im Stande ist, im Gottesdienste, der Ausschmückung der Kirche und dem ganzen kirchlichen Leben einer katholischen Dorfgemeinde eben so wenig zu übersehen und zu verkennen, als in Rom, am Sitze des heil. Vaters selbst, wenn auch hier im Herzpunkte der Kirche, die Pulse gewaltiger schlagen.

Meine einseitigen romantischen Tendenzen traten immer mehr in den Hintergrund zurück und singen an einer univerrsellern, auf

die Grund-Dogmen aller Geschichte: Sünde und Veröhnung — gestützten Welt- und Geschichtsansicht Platz zu machen, und von diesem Gesichtspunkte aus das Wesen der Menschheit und ihre Geschichte betrachtend, trat mir die Bedeutung, oder besser, die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne des Wortes in einem bisher nicht gekannten, höheren Lichte entgegen. In Bezug auf das Romantische leuchtete mir bald ein: daß, wer den Baum hat, auch den Zweig besitzt; wer aber immer nur nach dem einzelnen Zweige blickt, nie zur Idee des Baumes gelangt. Das Wesen einer, im oben angedeuteten Sinne historischen Kunst, offenbarte sich mir in Rom, oft auf Momente, wie eine überirdische Erscheinung in großen, lichtvollen Empfindungen und Gedanken, deren augenblickliche Klarheit ich aber nicht fest zu halten vermochte. In der heil. Woche z. B. wenn ich den Feierlichkeiten in der Sixtinschen Kapelle beiwohnte, bemächtigte sich meiner jene wunderbare Stimmung, jenes eigenthümliche historische Bewußtsein, wo man sich nicht mehr als Individuum denkt, sondern wo dieser Gedanke in dem Allgemeinen der Menschheit untergeht, und dieser wieder nur auf Gott und unser Verhältniß zu ihm, wie auf die Bedingungen dieses Verhältnisses zurück geht. Die Pforten der Seele, — Auge und Ohr finden hier immer Anknüpfungspunkte der gewaltigsten Art. Das Auge weilt nun auf den Zeremonien am Altare, oder auf den Bildern der Wände und Decke, immer ist es das Ganze im Einzelnen, das wie ein mächtiger Strahl den Geist anscheinend und erleuchtet, — der Geist Gottes schwebt über den Wassern; der große Schöpfungsakt durch das Wort beginnt, es wird Licht auf des Ewigen Geheiß; — dort richtet sich das Erdgebilde unter dem Finger Gottes als Mensch in die Höhe, mit klarem, verständigem Auge seinen Schöpfer anblickend; hier erhebt sich aus Adam's Seite das erste Weib, die Mutter der Lebendigen, die weiterhin selbst verführt, nun zur Verführerin wird. — Die erste Sünde geschieht. Mit der Geburtsstunde des Todes beginnt der Menschheit traurige Geschichte, die in der Geschichte des heiligen Volkes zur prophetischen wird, in welcher das Heimweh nach Edens seligem Aufenthalte, der Sehnsucht nach dem verheißenen Retter Platz macht. Er ist gekommen, er hat durch seinen Tod dem Tode die Macht genommen, und den Weg zum großen warmen Vaterherzen Gottes wieder geöffnet. Die Kunst zeigt uns hier Momente seines göttlichen Lebens, und wie Buonarottis gewaltige Schöpfungen

ihn in der Zeit der Sehnsucht feiern; so klagten Palestrina's gottbegeisterte Harmonien in süßer Wehmuth die Leiden der Erfüllung und beweinen mit des alten Propheten Klageliede den Tod der für uns sich opfernden und geopfertn Liebe des ewigen Sohnes, den Fall und die Knechtschaft des Volkes Gottes und den Undank der Sünde. Und wenn nun am Altare die letzte Kerze verloschen; wenn es dunkler wird im heiligen Raume, und die mächtigen Sybillen und Prophetengestalten an den Gewölben zu großen geisterhaften Umrissen verschwimmen; wenn die schreckliche Bewegtheit auf der Hauptwand der Kapelle, von welcher uns die Kunst das Grauen des letzten großen Gerichtstages weissagt durch die darüber langsam hinziehenden Weihrauchwolken noch bewegter und sich regender, krümmender und bäumender erscheint, wie im letzten Todeskampfe der endenden Geschichte; wenn wir vorahnend den heulenden Donnerton der letzten Posaune zu hören glauben, der alles Fleisch aus den Gräbern vor den nun unerbittlichen Richter hinreißt, und den Ruf des apokalyptischen Engels, den jeder einzelne Sterbende vernimmt: „Es soll keine Zeit mehr sein!“ — und das Gemüth hinter dieser letzten Erschütterung und Aufwallung, Auflösung und Vollendung des Geschaffenen die große Ruhe des ewigen Todes oder der ewigen Seligkeit ahnet; — wenn der Papst und die Fürsten der Kirche ihre Häupter in den Staub heugen, und die Menschheit gleichsam in den herzdurchdringenden Worten und Klängen des Miserere ihr großes Gesamtgefühl ausseufzt, dann tritt das innere Wesen des Historischen, durch gottesdienstliche Kunst dargestellt und hervorgerufen, sehr einfach und klar, aber auch sehr universell und sehr eindringlich vor die Seele. Mir wenigstens ist es so gegangen.

Unter den ausgezeichnetsten Historienmalern: Overbeck, Veit, Schnorr und einigen Andern bestand ein sogenannter Compositionsverein, wo gestellte historische Aufgaben gemeinschaftlich gelöst, und die gelösten gegenseitig besprochen wurden. Die Zahl, der Theilnehmer war auf eine gewisse kleine Anzahl beschränkt. Durch die Abreise eines Mitgliedes, Ludwig von Maidol aus Dorpat, entstand eine Lücke, in welche ich einzutreten das Glück hatte. Diese Uebungen und Besprechungen waren mir gerade damals, wo mein Gesichtskreis sich erweiterte, sehr nützlich. Bald sollte ich in eine bestimmte Wirksamkeit eintreten. Es überraschte mich höchst schmeichelhaft, als eines Tages Overbeck zu mir



lam, und mich fragte, ob ich nicht die Vollenbung des Tasso-Zimmers in der Villa Massimi nach meinen Compositionen übernehmen wolle; blos bei der Wahl der von ihm projectirten Gegenstände hätte er mich zu bleiben. Ich überlegte nicht lange, und übernahm mit Zustimmung des Fürsten Camillo Massimi den Auftrag, da Overbeck an den Carton seines Freskobildes für die Portiuncula-Kapelle bei Assisi gehen mußte.

Die Eintheilung des nicht großen Raumes und die Anordnung der Gegenstände (durchaus Overbeck's Verdienst) war folgende: In der Mitte des gewölbten Plafonds ist das befreite Jerusalem in einer ernstern weiblichen Gestalt personifizirt, die auf einem Throne sitzt und wehmüthig auf zwei Engelsgestalten emporblickt, von denen die eine mit dem Schwerte in der Hand ihr die Fessel vom Arme löst. Die übrigen vier Felder enthalten in schönen Gegensätzen Olinb und Sophronia auf dem Scheiterhaufen, gegenüber Rinaldo im Liebesgarten der Armida, Florindens Taufe durch Tancred und Erminia bei den Hirten. Die Wände sind folgendermaßen eingetheilt: An der Hauptwand, dem Eingange gegenüber, sitzt Gottfried von Bouillon, umgeben von seinen Helden, sich über die Einnahme der heiligen Stadt mit Peter dem Einsiedler, der vor ihm steht, beratend; man sieht den Bau von Belagerungsthürmen und im Hintergrunde Jerusalem. Im äußersten Vorgrunde steht Tasso, einem Jünglinge sein Lied gleichsam in die Feder diktirend, indem er ihn auf die Bedeutung des Bildes aufmerksam macht. Im Bilde sind mehrere Porträte angebracht, worunter auch das des Künstlers. Die Wand rechts vom Eingange, zwischen den Fenstern, enthält: wie Gottfried vom Engel die Fahne empfängt. Die Wand rechts vom Eingange zerfällt in drei Darstellungen. Sie ist durch eine Thüre unterbrochen, und links derselben ist der Tod des Orlando und der Gildippe durch Soliman unter den Mauern von Jerusalem dargestellt. Orlando, sich selbst ganz vergessend, umfaßt die sinkende Gattin, indem er nur schwach den mörderischen Schlag abwehrt, den eben Soliman auf sein Haupt führt. Diesem rührenden Bilde treuer Gattenliebe gegenüber, links der Thüre, sollte ein Bild, die sündhafte Liebe in ihrer inneren Natur schildern. Es bot sich in dem Gegenstande, wie Rinaldo nach der Rückkehr zu seiner Pflicht der kriegerischen Armida in der Schlacht begegnet, die ihn, der ruhig davon reitet, von ihrem Wagen aus mit Pfeilen

verfolgt. Ueber der Thüre sollte Rinaldo dargestellt werden, wie er im Zauberwalde die Myrthe, woran der Zauber geknüpft ist, mit dem Schwerte fällt. Die Wand mit der Eingangsthüre endlich sollte den Sieg der Kreuzfahrer oder die letzten Stanzas des Gedichtes darstellen; wie Gottfried mit seinen Streitern, an der Spitze der Einsiedler Peter mit dem Kreuze, die Waffen weihend am heiligen Grabe niederlegen. Die letzten drei Gegenstände zu entwerfen und auszuführen lag nun mir ob; alles Uebrige war von Overbeck bis auf manche Retouchen bereits vollendet. Das in mich gesetzte Vertrauen machte Aufsehen und erregte hie und da sogar Neid.

Als ich den ersten Carton zu zeichnen begann, besuchte mich zum ersten Male Koch mit den Worten: „Wir sollen ja Kameraden werden!“ Die Arbeiten in der Villa Massimo wurden wie eine Ehrensache betrachtet. Wirklich ist diese Villa und das schon erwähnte Zimmer in Casa Bartholdi gleichsam als die Geburtsstätte zu betrachten, aus welcher die Freskomalerei besonders in München und an mehreren Orten Deutschlands neubelebt hervorgegangen. Koch schwärmte für diese Arbeiten. Meinen zweiten großen Carton zeichnete ich in seiner Wohnung, und wir sahen uns nun täglich entweder bei ihm, oder wir wanderten zusammen nach der Villa oder von ihr zurück; wobei ich diesen geistvollen, höchst originellen Mann immer näher kennen lernte, der als Historienmaler bedeutend, in der Landschaft aber den größten Meistern an die Seite zu setzen ist. Aus seinen Ansichten über Kunst konnte man viel lernen.

Von nun an beschäftigten mich meine Fresken in der Villa vorherrschend; wenn ich auch nebenbei manche Studien machte und manches Andere componirte. Geistig befand ich mich in Rom fortwährend in einem gehöhnten und innerlich tief erregten Zustande. Die vielen ankommenden und abreisenden deutschen Künstler, die mich, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Charaktere, mehr oder minder interessirten, bis ich im letzten Jahre mich mehr zurückzog, weil ich mit jedem Tage mehr Erfahrung machte, — erhielten auch mein Leben zum Theil in einer Art beständiger Fluth. Außer meinen schon erwähnten Freunden schloß ich im Verlaufe der Zeit innigere Freundschaftsverhältnisse mit meinem Landsmanne Kadlitz, den ich zwar schon in Wien gekannt, aber mit dem ich mich damals weniger verständigen konnte. Er hatte früher Philosophie studirt,

und durch sie war er in eine schiefe Stellung zur alten geoffenbarten Wahrheit gekommen. In Rom aber, wo jede bessere Natur von den ernstesten Lebensfragen berührt und beunruhigt wird, auf welche dort auch Antwort wird, wenn der Wille, den einer unserer größten Denker und ächten Philosophen das Erkenntnißvermögen für das Göttliche nennt, lauter und redlich ist; in Rom fing er jene höheren Bedürfnisse des Herzens zu fühlen an, die nur im wahren Glauben Befriedigung finden. Ich war Zeuge der Kämpfe dieser treuen, edlen Seele von Stufe zu Stufe seines Fortschreitens zum Lichte, das er in Rom gefunden und, wie die klugen Jungfrauen im Evangelio, bis an seinen Tod bewahrt hat. Er starb als Direktor der Prager Kunstschule im Jahre 1839.

Noch stand ich in innigerer Beziehung zu T u n n e r, jekigem Director der Kunstschule zu Graz, einem tief sinnigen, gründlich frommen Manne, und später kam der geniale Steinle aus Wien in Rom an, mit dem ich ein warmes Freundschaftsbündniß schloß, dem seine geistige Reise in Kunst und Leben die Ungleichheit der Jahre, da er bedeutend jünger, als ich, reichlich ersetzte. Hier muß ich auch, außer dem Architekturmaler Schulz aus Danzig, woselbst er jetzt ebenfalls Direktor einer Kunstanstalt ist, mit dem ich in einem Hause wohnte, und der ein sehr guter, aber etwas kalter, der Wahrheit zwar niemals feindlicher, aber durch ein gewisses rationelles Lebensprincip in Indifferenz gehaltener und befangener Mann war, — noch zweier Protestanten erwähnen, welche durch Geist und Gemüth mir bald inniger verbunden waren: Wilhelm Rothländer, auch aus Danzig, und Wilhelm Ahlhorn aus Hannover. Beide wurden von Rom mächtig angeregt. Letzterer studirte — wie ich nachher erfuhr — schon damals den Geist, die Lehre und Geschichte der Kirche aus unverfälschten Quellen und ist vor einigen Jahren sammt seiner Frau in Berlin in ihren Schooß zurückgekehrt. Auf den Ersteren wirkte hemmend ein damals in Rom sehr thätiger deutscher Einfluß, der sich in späterer Zeit seinem inneren Wesen nach nur zu deutlich herausstellte; jedoch ganz andere, als die gehofften Resultate hatte.

Ich war mit meinen Arbeiten in der Villa Massimi schon bedeutend vorgerückt, als der König von Baiern nach Rom kam, der sich für die Arbeiten in der Villa lebhaft interessirte. Eines Tages fand ich eine Einladung zu seiner Tafel in meiner Wohnung; was mich, wie leicht zu denken, höchst schmeichelhaft

überraschte. Ich ging des folgenden Tages, an einem Freitage, in Gesellschaft Koch's, der ebenfalls geladen war, nach der Villa Malta, wo der König wohnte, und die späterhin sein Eigenthum geworden. Der kunstliebende Monarch empfing uns mit herablassender Huld, und ich erinnere mich keines Diners in höherer Gesellschaft, wo eine gewisse Gespanntheit und Gezwungenheit so schnell einer freieren, offeneren Stimmung Platz gemacht hätte. Außer Graf Seinsheim und Graf Arko waren Koch und ich die einzigen Gäste; es wurden Fastenspeisen genossen. Rechts vom Könige saß Koch, links ich. Ich war von jeher gewohnt (der hentigen Mode zwar zuwider) Aeltere und Vornehmere, besonders das Verdienst, mit Achtung und Ehrfurcht zu betrachten, und mich durch die mindeste Auszeichnung von Solchen hochgeehrt zu fühlen; wie hoch mußten daher hier nicht die Wellen meines Stolzes schlagen! Sie wühlten in meiner Phantasie die Bilder meiner Jugend auf, wo ich, ein armer Knabe, von Niemand ausgezeichnet, froh war, bei den roheren Burschen ohne Spott davon zu kommen, wenn ich, ihnen gegenüber, meine Empfindungen laut werden ließ.

Der König äußerte, er hoffe mich bei meiner Rückkehr nach Deutschland in München zu sehen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß ich dort wohl Aufenthalt und angemessene Beschäftigung finden könne. Ich schrieb etwas davon nach Prag an meine Aeltern, und erhielt in Folge dessen von meinem Freunde und Protektor Schuster die Erinnerung an meine Dankschuld für Wien, ein Wort von Anhänglichkeit an das Vaterland und die Bemerkung: Fürst Metternich habe die Absicht geäußert, mich in Wien anzustellen.

Die beiden ersten Winke hätten bei mir genügt; hätte auch der dritte, der mir eine bestimmtere Aussicht für mein künftiges Leben eröffnete, mich nicht vollends in meinem Entschlusse bestärkt, mich ohne alle ferneren Seitenblicke der huldvollen Gefinnung des Fürsten gegen mich, die ich schon erfahren, gänzlich zu überlassen.

Ich wurde in der Conception meines Hauptbildes in der Villa, das den siegreichen Einzug der Kreuzfahrer und die Lösung des Gelübdes Gottfried von Bouillon's am heiligen Grabe vorstellte, durch den Umstand gestört, daß ich die Porträte, nicht nur des alten Fürsten Camillo Massimo und seiner Gemahlin, einer sächsischen Prinzessin, sondern auch seiner Kinder, Schwieger söhne und Töchter anbringen mußte. Ich wußte den Hauptgedanken

und mein eigenes Interesse am Gegenstande nur dadurch zu retten, daß ich die Bildnisse in eine bestimmte Gruppe zusammendrängte. Als ich auch mit diesem Bilde mich der Vollendung näherte, kam Overbeck noch auf den Gedanken, unter den Bildern um das ganze Zimmer, nach Art des Constantins-Saales in den Vatikanischen Stanzun, ein Grau in Grau, auf Goldgrund gemaltes Fries durchzuführen, welches eine Art historischer Verbindung zwischen den Bildern selbst vermitteln sollte. Er selbst malte an der Wand zwischen den Fenstern die Knechtschaft der Christen unter dem sarazenischen Joche zu Jerusalem; da er aber zur Ausführung seines Frescobildes nach degli Angeli bei Assisi gehen mußte, blieb mir der übrige Theil zur Composition und Ausführung überlassen. Die Gegenstände des Frieses, über deren Wahl ich mich mit Overbeck berieth, waren außer einigen Einzelscenen: der Höllencrath der Dämonen gegen die Christen; der Wassermangel im christlichen Heere; das erste Erblicken der heiligen Stadt, und die Bußprozession der Kreuzfahrer vor dem entscheidenden Sturme auf Jerusalem. Bei diesen Compositionen fühlte ich mich freier zum Werke, weil ich zu klarerem Bewußtsein des Stylistischen in der Historienmalerei gelangt war.

Trotz der großen Liebe zu den Meinigen, fühlte ich den Augenblick meines Abschiedes von Rom mit tiefer Wehmuth nahen. Ich war nun beinahe drei Jahre dort, und jede Woche längerer Aufenthalt ließ mich neue Größe, neue Schönheit ahnen und erblicken; — hätte ich erst Rom gekannt, wie ich es jetzt kenne, der Gedanke an die Abreise würde mir unerträglich geworden sein.

Die Arbeiten in der Villa, so gering sie auch im Ganzen honorirt wurden, hatten mir die Reise nach Neapel möglich gemacht. Als jene Arbeiten gänzlich vollendet waren, trat ich mit Zimmermann aus Görlitz, einem sächsischen Pensionär, der in der Historienmalerei nach Kräften die gute Richtung verfolgte, worin ihm freilich ein etwas pietistisch tingirter Protestantismus in jeder Weise hinderlich war, die Reise dahin an.

Wenn unseren Reisebeschreibern die Darstellung Roms und römischer Eigenthümlichkeit in der Regel gänzlich mißlingt, so sind sie hierin mit Neapel glücklicher, und mit Ausnahme des kirchlichen Elements, was ihnen dort noch unverstandener, als in Rom, bleiben muß, kann man sich, was Natur- und Alterthumsschilderungen betrifft, eher auf sie berufen. Der Raum dieser Blätter gestattet

mir ohnehin nicht, mich über Neapel umständlicher auszusprechen; man gehe hin und sehe selbst, ob und wiefern der Neapolitaner Unrecht hat, wenn er sagt: „Neapel sehen und dann sterben.“

Ich traf dort einen alten Freund, den als talentvollen Dichter bekannten August Kopisch, der sich schon seit mehreren Jahren in Neapel aufhielt, und mit dem wir die Kunstschätze und Alterthümer der Stadt betrachteten und den Besuch bestiegen, der gerade in dieser Zeit die neapolitanischen Nächte zauberisch erleuchtete, bei dessen und des Mondes Lichte wir von manchem Ausfluge nach Camaldoli, Puzzuoli, dem Golf von Bajae und anderen durch Kunst, Natur, Alterthum und Geschichte berühmten Punkten zurückkehrten. Nachdem wir die näher gelegenen Merkwürdigkeiten gesehen, machten wir uns zur Besichtigung der weiteren auf die Reise. Unsere Gesellschaft hatte sich um einige Individuen vermehrt, worunter ich bloß den genialen Landschaftsmaler Blachens aus Berlin nenne. Ueber Portici und Resina kamen wir nach Torre del Greco, das über dem begrabenen Herculaneum erbaut ist. Wir sahen bei Fackelschein, was von unterirdischen Resten dieser antiken Stadt noch zu sehen ist, und übernachteten in Torre dell'Annunziata. In diesen Gegenden scheinen die Märchen und Fabeln der alten Dichter Wirklichkeit geworden zu sein; alles ist eine große Naturphantasie, die dem Menschen kaum Zeit läßt, sich auf sich selbst ernsthaft zu besinnen. Wir saßen bis spät in die Nacht unter der Pergola auf dem platten Dache des Gasthauses, unmittelbar über uns schauerte der Besuch seine rothen Gluthen aus, welche durch das Weinlaub sich in unseren Bechern mit *Lacrima Christi* gefüllt, spiegelten, und an den Fundamenten des Hauses brandete das Meer.

Am folgenden Morgen besuchten wir das nahegelegene Pompeji. Den wunderbarsten, schönsten Anblick gewährt die Stadt auf dem Forum, wo über dem noch ziemlich erhaltenen Venus-Tempel der phantastisch gefornnte und gewaltige Monte St. Angelo sich erhebt und die Landschaft mit dem Cap von Sorrento, Castell a Mare und der Insel Capri schließt. Der bereits ausgegrabene, sehr beträchtliche Stadttheil ist ganz erhalten, und man meint immer, es müßte Einem antikes Volk entgegenkommen. Weiter ging es über la Cava und Rocera nach Salerno; dort hatten wir wieder einen unvergeßlichen Abend. Ich und Zimmermann machten uns des anderen Tages nach Pästum, dem alten

Posidonia, auf. Ein mehr fliegendes als fahrendes Corricolo brachte uns an einen nicht sehr bedeutenden Fluß, wo wir überfahren, und zu Fuß in der brennenden Mittagshitze unseren zweistündigen Weg fortsetzen mußten. Schon aus der Ferne erkannten wir, wie lange dunkle Linien, die drei berühmten griechischen Tempel, worunter der größte der des Neptun. Die Gegend ist großartig einsam. Ich hatte nun auch griechische Bauwerke gesehen, und wir kehrten Abends, zwar ermüdet, aber sehr befriedigt, von unserem Ausfluge nach Salerno zurück, wo wir übernachteten. Des Morgens schifften wir an den hohen, wundervollen Küsten Atrano vorbei nach Amalfi, wo die Baulichkeiten der Stadt und des hochgelegenen Klosters, so wie des Domes, mit der Natur zu fast unglaublicher grotesker Schönheit zusammenwachsen.

Des folgenden Tages bestiegen ich und Zimmermann allein eine zweifrudrige Barke zur Fahrt nach der Insel Capri. Die Marinari stellten uns vor, es sei nicht rätlich, mit zwei Rudern zu fahren, um so weniger, da Nachmittags ungünstiges Wetter werden zu wollen scheine; wir glaubten aber, daß man uns nur prellen und zwei Ruder mehr bezahlt haben wolle, und ließen uns auf vier Schiffer nicht ein. Die armen Menschen unternahmen, um sich den kleinen Verdienst nicht entgehen zu lassen, die Fahrt. Es ging Alles gut an den Küsten hin, bis wir, an dem Cap von Sorrento herumschiffend, das offene Meer erreichten; hier bekamen wir Ursache, unsere übel angebrachte Sparsamkeit zu bereuen. Wir mußten die Sitzbänke verlassen und uns auf den Boden der Barke legen, uns anklammern und balanciren. Dabei waren wir jeden Augenblick von den Wellen bedeckt und in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt. Unsere Schiffer befolgten mit Eifer den schönen Spruch: Ora et labora! Wir konnten nur die eine Hälfte desselben üben und thaten es in der Stille. Vier Stunden dauerte dieser Zustand; vor uns das Ziel unserer Fahrt, die Insel, an deren schrecklich hohen und steilen Ufern wir aus weiter Ferne die weiße Brandung sich bäumend erheben, — zerschellen und gleich Geistern in dem schwarzen Gewoge wieder verschwinden sahen. Als wir nach überstandener Gefahr in einer stillen Bucht landeten, gaben wir den Schiffen aus eigenem Antriebe mehr, als vier Ruder gekostet hätten.

Der dreitägige Aufenthalt auf der feenhaften Insel gehört zu den lieblichsten Erinnerungen meines Lebens. Die Bauart der

Häuser in der ganzen Gegend ist höchst malerisch und ganz orientalisches; die flachen Dächer mit den vielen kleinen Kuppeln würden allein schon der Gegend diesen morgenländischen Charakter aufprägen, wenn auch die Natur ihn nicht mit ihren Aloen, Cactus (indische Feigen), die an den Abhängen und Mauern in großer Menge und Schönheit wild wachsen, oder als Einzäumung angelegt sind, mit ihren Oliven, Datteln und Stechpalmen ganz vollendete.

Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten der Insel gesehen hatten, kehrten wir mit dem Marktschiffe nach Neapel zurück. Von dort aus besichtigten wir noch die übrigen Inseln: Ischia und Procida, und reisten nach sechswöchentlichem Aufenthalte in Neapel und dessen Umgebungen nach Rom zurück.

Dort machte ich mich nun allen Ernstes auf meine Abreise bereit. Ich besuchte einsam oder in gewählter Gesellschaft die vielen mir so theuer gewordenen Plätze, Kirchen und Heiligthümer der Religion und Geschichte; auch jene Stellen, wo Natur und Erinnerung, wie zu einer großen andächtigen Weltmusik zusammenklingen, und deren Rom so unendlich viele hat. Ich erinnerte mich meines Urgroßvaters, der die heilige Stadt als Pilger besucht und gläubig verehrt hatte; ich nahm mir vor, von nun an meinen Glauben besser kennen und würdiger üben zu lernen; dies und einige Abschiedsbefuche waren das Geschäft meiner letzten Tage in Rom. Meine Freunde hatten mir ein Abschiedsmahl bereitet, wobei alle ernsteren deutschen Künstler erschienen, mit Ausnahme Overbeck's, der bereits nach Assisi abgereist, und Steinle's welcher ihm dahin gefolgt war, wo wir uns zu sehen versprochen hatten. Der Abschied fand in einer der schönstgelegenen Osterien vor Porta Salaria statt, von wo man eine herrliche Aussicht über die Campagna in die Sabiner- und Lateiner-Gebirge genießt; wehmüthige Heiterkeit war die herrschende Stimmung, die sich bald der ganzen Gesellschaft mitgetheilt hatte. — Meine Freunde begleiteten mich mit Fackeln nach Hause.

Der Tag, den ich lange gefürchtet, war erschienen. Ich hatte meine Freunde gebeten, mich nicht zu begleiten; indeß konnte ich nicht verhüten, daß eine Menge Bekannte bis nach Ponte Mollé, wo ich den Beturino erwartete, mit mir gingen. Wir leerten zum Abschied einige Flaschen Orvieto. Meine Blicke hingen zum letzten Male an der ewigen Stadt, mein Gemüth war gepreßt. Zu dieser Stimmung gesellte sich noch ein gewisser Wiszmuth über einen Reise-



gefährten, der sich mir aufgedrängt; es war ein Landsmann, ein Architekt, der im Fluge nach Rom gekommen und, um an mir einen Gefährten zur Rückreise zu haben, trotz aller ausbeugenden, fast groben Ablehnungen von meiner Seite, dennoch zu seiner tödtlichen Langenweile seinen Aufenthalt in Rom auf volle vier Wochen ausgedehnt, während der Zeit die Bauart und Construction der zwei neuen Gasthöfe auf der Piazza del Popolo studirt, die freien Stunden aber der liebevollen Pflege seines Schmutz- und Badenbartes zugewandt hatte. Diese wenigen Andeutungen werden meinen Unmuth wohl erklären.

Endlich als die Sonne sich zum Untergange neigte, hörten wir die Schellen der Maulthiere des Beturino; in einer Art von Betäubung, mit nassen Augen reichte ich die Hände herum zum Abschied, unbewußt wem, und — war im Wagen.

So lange der Tagesshimmer nachhielt, spähte ich aus dem Wagen nach den mir so lieb gewordenen Umrissen der Landschaft; endlich verbämmerten die Formen, es ward völlig dunkel. Trotz des Sternensichtes sind die italienischen Sommernächte dunkler, als die unsern. Die Dunkelheit vermehrte meine Schwermuth, Bilder von Rom jagten einander in meiner Phantasie. Bald sah ich St. Peters Dom in himmlischer Verklärung, wovon ein schwaches Bild in der Kuppel-Beleuchtung wiederstrahlt, wenn das Hiesengrabmal der Apostelfürsten, wie mit Sternen auf den dunklen Nachthimmel gestickt, ja gleichsam selbst von Sternen erbaut zu sein scheint; ich sah die schönen Feste, das Frohnleichnamtsfest zu Rom und in dem reizenden Genzano, dort la Fiorata genannt; ich erinerte mich, welche kirchlich wichtigen Ereignisse ich zu Rom erlebt; daß ich den in Gott ruhenden Papst Leo XII. gesehen und gekannt, seinem Seelenamte in St. Peter beigeohnt, ein Conclave und die Wahl Pius VIII. erlebt, den h. Vater in St. Maria Maggiore beten, die feierliche Bestignahme des Papstes von St. Johann Lateran gesehen; daß ich das schöne Gefühl, den Nachfolger Petri, unsern heiligen Vater, gesehen zu haben und zu kennen, mit nach Hause nehme. Ich sah im Geiste diesen schönen hohen Greis mit dem Blüthenschnee eines andern Lebens auf dem Haupte, mit der Farbe einer blühenden Jungfrau auf dem Antlitze, wie er halb verklärt durch Thränen lächelnd bei seinem ersten Besuche als Papst in den sieben heiligen Basiliken am Altare betend kniete; ich sah ihn auf den Tribünen von St. Peter,

St. Maria Maggiore und St. Johann Lateran unter Gebet und des Chores feierlichem Psalmengesang sich erheben und die Arme segnend über Stadt und Welt ausbreiten.

Die unbeschreibliche Herrlichkeit Roms in ihren großen und größten, wie in den kleinsten Bügen stieg wie ein letzter und allgemeiner Ueberblick vor mir auf; und von dem Allem sollte ich scheiden, — schied ich wirklich. — Ich kann mein damaliges Gefühl nicht beschreiben. — Es fiel mir ein, daß ich ja nicht als Protestant oder als Ungläubiger Rom verließ. „Sei deinem Glauben tren, Katholik,“ so sagte ich mir selber, „und lebe ihm gemäß, und du trägst Rom in eigener Brust, wo du auch immer seiest; überdem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Unterthan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht.“ Diese und ähnliche Trostgründe, der Gedanke an die Meinigen in der Heimath, die mit Liebe und Sehnsucht mich erwarteten, konnte meinen tiefen Schmerz nicht füllen, bis in Assisi, wo wir am dritten Morgen anlangten, im Anblick der dortigen Herrlichkeiten und in der Gesellschaft Overbeck's und Steuile's dies peinigende Gefühl etwas nachließ. Religion, Kunst und Freundschaft, aus diesen dreien war der lindernde Balsam zusammengesetzt.

Ich sah am Giebel des Portiuncula-Kirchleins, jener kostbaren Reliquie vom heil. Franziskus, das von der mächtigen Kirche gleichsam wie in lebenden Armen gehalten wird, Overbeck's Freskogemälde beinahe halb vollendet. Dann wanderte ich nach Assisi hinauf, verehrte das Grab des großen Heiligen dieser Stadt, und schwelgte in der Welt von Kunst, die Kirche und Kloster des heil. Franziskus besigt. Giotto und seine Schüler haben diesen Wunderbau, der drei Kirchen über einander thürmt, mit Fresken, und Bufalmano die Fenster der einen Kirche mit herrlichen Glasmalereien geschmückt. Assisi ist unendlich reich an Kunst, überhaupt ein herrliches Städtchen; doch auch selbst mit dieser schmerzlichen Erinnerung muß ich von Assisi und meinen Freunden scheiden, um diese Blätter, die sich ohnehin schon über die Gebühr vermehrt haben, zu Ende zu bringen. Nach einem unvergeßlichen Abende, den ich mit Overbeck und Steuile im Kloster von degli Angeli, wo der erstere wohnte, zugebracht, machte ich mich mit meinem schon erwähnten Reiseführten zur Weiterreise bereit. Overbeck begleitete mich ein Stück Weges.

Der Abschied von ihm erschütterte mich wieder tief; mir war es, als müßte ich von einem Engel scheiden.

In Perugia, dieser an Kunst so reichen Stadt, wo Raphael seine Jugend im Hause des Meisters Pietro verlebte, verweilte ich fünf Wochen, dann reiste ich am Transimener See hin, über Arrezzo und Cortona nach Florenz.

Hier wäre nun wieder kein Ende zu finden, wenn ich auch nur einen flüchtigen Ueberblick all' des Herrlichen und Außerordentlichen, was diese prachtvolle Stadt einschließt, niederschreiben wollte. Hier ist recht eigentlich das Vaterland der christlichen Kunst, und die Kunstgeschichte, die in wahrhaft würdiger Weise davon spräche, soll noch geschrieben werden; bis dies geschieht, muß ich auf das, was wir hierüber, und wie wir es haben, verweisen. Fra Angelico's wahrhaft himmlische Werke, den ich hier erst recht kennen lernte, trieben mich, seinen Geburtsort, das Städtlein Fiesole, von dem er den Namen hat, und das unfern von Florenz lieblich auf einem Berge liegt, zu besuchen. Von Florenz aus, wo es mir gelang, mich meiner lästigen Reisegesellschaft zu entledigen, machte ich einen Ausflug nach Pisa und Lucca, und kehrte über Pistoja und Prato nach Florenz zurück. Der Stich der gewaltigen Schöpfungen des Campo Santo von Pisa ist, soviel auch derselbe zu wünschen übrig läßt, wegen ihrer Vielfältigung ein verdienstliches Werk Vasinio's, und die unendlich tief gedachten Conceptionen zeugen von dem christlich philosophischen Geiste der alten Maler, und sind eine Bildungsschule der ächten Historienmalerei für alle Zeiten.

Sechs Wochen dauerte mein Aufenthalt in Florenz; ich verdanke diesem Aufenthalte unendlich viel für meine künstlerische Ausbildung, und hätte denselben in jedem Fall noch verlängert, wenn meine Geldkräfte es gestattet hätten. Ich reiste über Bologna, Ferrara und Padua, wo ich überall die Kunstschätze sah, wieder nach Venedig, wo ich mich, da ich mich bei meiner ersten Anwesenheit in dieser Stadt zu wenig umgesehen, noch vierzehn Tage aufhielt. Es war gegen Ende Oktober 1829, als ich auch Venedig verließ, und von Italien Abschied nahm.

Wieder zu Wien angekommen, machten die Verhältnisse mir noch einen Aufenthalt von einigen Wochen nöthig, den meine Sehnsucht, nun bald die Meinigen zu sehen, mir erschwerte. Endlich Ende November ward mir das Glück zu Theil, sie alle gesund in

Prag zu umarmen. Die Bilder der verfloffenen drei Jahre ließen sich aus der frischen Erinnerung leicht heraufbeschwören, und gaben überreichen Stoff, der in unserem traulichen Kreise die Winterabende angenehm ausfüllte. Mein guter Vater, der von Jugend auf eine innige Sehnsucht, Rom zu besuchen, mit sich herumtrug, fand in meinen Erzählungen einen schwachen Ersatz des ihm nicht zu Theil gewordenen Glückes; besonders schien ihm die an mir wahrgenommene Veränderung in religiöser Hinsicht wohl zu thun.

Meine erste Arbeit war eine große Sepia-Zeichnung für Seine Durchlaucht den Fürsten von Metternich: die erste Begegnung Jakobs und der Rahel vorstellend. Mein alter Freund und Gönner Professor Schuster war sichtlich überrascht und erfreut, als sich ihm in dieser Zeichnung und einigen andern Compositionen, die ich machte, die Ergebnisse meines Aufenthaltes in Italien darstellten. Von der Bohmann'schen Kunsthandlung wurde ich angegangen, die Genoseva für sie zu radiren, um sie durch Vielfältigung dem Publikum in die Hand zu geben. Dieses Werk, dem ich zunächst meinen Aufenthalt in Italien verdankte, genügte mir in seiner alten Form nicht mehr; ich entschloß mich also zu einer Umarbeitung. Diese und die Radirung der Blätter beschäftigten mich auf lange hinaus. Inzwischen malte ich einige kleinere Bilder, später auch ein großes Altarbild für die Stadt Passau: die Enthauptung des heil. Jacobus darstellend; auch begann ich um diese Zeit meinen Opclus, den Triumph des Erlösers, den ich später zu Wien radirte, und der in München bei Mayer und Comp. erschienen ist, zu komponiren.

Als der Triumph Christi — eils Federzeichnungen — fertig war, rieth mir Professor Schuster, welcher Sachwalter der fürstlich Metternich'schen Herrschaften war, dieselben Seiner Durchlaucht zur Ansicht zu senden; es geschah, und der Fürst hatte diese Compositionen mit seinem besonderen Wohlgefallen beehrt. Professor Schuster schrieb mir von Karlsbad, ich möchte dahin kommen, er würde mit mir nach Königswart gehen, wo ich mich dem Fürsten in seiner Gesellschaft vorstellen möchte. Ich reiste dahin; schon auf dem Wege erfuhr ich den Ausbruch der Juli-Revolution, und die plötzliche Abreise des Fürsten nach Wien. In Karlsbad angelangt, bestätigte Professor Schuster die Nachricht, ich mußte jedoch einige Tage bei ihm bleiben, die er mir so angenehm als möglich zu machen suchte.

So nahte das Jahr 1832 heran, mir durch ein Lebensereigniß anderer Art höchst wichtig. Lange vor meiner Abreise nach Italien hatte ich in Prag ein Mädchen kennen gelernt und lieb gewonnen. Franziska Gafner war die Tochter eines Kaufmanns aus Linz, der nach Prag übersiedelt war. Früh verwaist lebte sie damals im Hause ihres Schwagers Pfeiffner, jetzt Buchhändler in Reichenberg, bei ihrer älteren Schwester, welche Mutterstelle an ihr vertrat. Diese Familie war in das Haus gezogen, wo ich mit meinen Eltern wohnte, und so war unsere Bekanntschaft entstanden. Mit den ernstesten Absichten hatten wir bei unserer Abreise uns getrennt, der Realisirung derselben nach meiner Rückkehr standen bisher nur meine schwankenden, unsichern Verhältnisse entgegen. Die zwei Jahre seit meiner Rückkehr war meine Braut im Hause des damals in Prag lebenden Buchhändlers Dirnböck, mit dessen Frau sie in freundschaftlicher Beziehung stand, mit gastfreier Liebe aufgenommen. Als Dirnböck nach Wien übersiedelte, und sich mir noch immer keine bestimmten Absichten öffnen wollten, mußten wir uns abermals trennen, und sie ging zu ihrem Bruder, der Apotheker in Schönlinde ist. Später bot sich ihr eine ziemlich angenehme Stellung im Hause der Frau Gräfin Kuenburg dar, und so kam sie wieder nach Prag; jedoch die gräfliche Familie, welche in Salzburg begütert war, wollte eine Reise dorthin, und zwar auf längere unbestimmte Zeit unternehmen, und das entschied über einen Schritt, den wir, eine nochmalige Trennung zu vermeiden, im Vertrauen auf Gott zu thun beschloffen. Ich war 32, meine Braut 26 Jahre alt. Am 5. Juni standen wir mit einander am Altare bei St. Nicolaus und empfingen den Segen der Kirche über unsere Verbindung. Ich führte meine Braut nach Hause, und unser kleiner Familienkreis war um eine geliebte Person vermehrt.

Zwei Jahre lebten wir genügsam von meinem Erwerbe, mit der Hoffnung, auf die huldvollen Absichten des Fürsten Metternich, deren mich Professor Schuster öfter versicherte. Sonderbare Fügung! Dieser warme Theilnehmer, und wo er nur immer konnte, mein Wohl befördernde Mann sollte die Freude nicht erleben, mich durch eine Anstellung in einem bestimmten Wirkungskreise und einer etwas gesicherten Stellung im Leben zu wissen.

Im ersten Frühjahre 1834 kam eines Morgens ein Bureau-Arbeiter des Prof. Schuster zu mir, mit der erschütternden Nach-

richt seines in der heutigen Nacht erfolgten plötzlichen Todes; zugleich übergab er mir einen offenen, eben angekommenen Brief, im Auftrage des Fürsten geschrieben und an den Verbliebenen gerichtet, worin mir die Stelle eines zweiten Custos an der gräflichen Camberg'schen akademischen Gemälde-Galerie in Wien angetragen wurde. Die beiden contrastirenden Nachrichten in einem Augenblick erhalten, betäubten mich; ich hatte lange zu thun, bis ich mich sammeln konnte. — Der Ewige wolle dem Dahingegangenen alles an mir erwiesene Wohlwollen vergelten, das fromme Andenken an ihn ist eine Pflicht der Dankbarkeit, welche zu üben ich bis an mein Ende nicht unterlassen werde.

In Bezug auf den mir gemachten Antrag, der mir die fortwährende Huld des Fürsten verbürgte, fügte ich meinem Dankschreiben nur die Bitte bei, meine Uebersiedlung nach Wien wegen Vollendung einiger angefangenen Arbeiten bis September verschoben zu dürfen, was mir auch erlaubt wurde.

Vor meiner Abreise nach Wien besuchte ich mit meinem Vater und meinem lieben Weibe meinen Geburtsort, den ich ihr zeigen, und sie zugleich etwas erheltern wollte, da wir vor wenigen Tagen auch unser zweites Kind, ein Mädchen, verloren hatten; denn das erste, ein Knabe, war schon vor einem Jahre, bald nach seiner Geburt, gestorben. Ueberdem sollte sie ihre Schwester in Reichenberg noch sehen, und ihren Bruder in Schönlinde besuchen; auch gingen wir, mein Vater, mein liebes Weib und ich, nach dem Wallfahrtsorte Heindorf. Es waren schöne Stunden — die letzten, die ich mit meinem Vater verlebte. Wir lehrten nach Prag zurück, und am 2. September reiste ich mit meinem lieben Weibe nach Wien. Der Abschied von den Meinigen, besonders von meinem Vater, wurde mir sehr schwer, auch er war mehr, als je bei ähnlichen Gelegenheiten, ergriffen, obgleich wir von den Umständen die Möglichkeit hofften, auch einst in Wien beisammen zu sein; mit meinem Vater jedoch hatte es Gott anders beschllossen, ich sollte ihn nicht wiedersehen.

In Wien angekommen, machte ich die nöthigen Schritte und Visiten, und trat meinen Dienst an. Die Lücken in dem Kreise meiner Wiener Freunde fand ich durch Kuppelwieser, und die aus Italien zurückgekehrten: Steinle, Kadlik und Böhm, höchst angenehm ausgefüllt, und in den Kunstschätzen Wiens bot sich mir eine reiche Quelle fernerer Vervollkommnung.

In so mancher schwierigen Lage, wie sie mit dem Beginne einer neuen, wenn auch höchst bescheidenen Wirthschaft bei wenig Mitteln verbunden ist, fanden wir, außer dem Vertrauen auf Gott und den Segnungen der Religion, die wir hier im reichen Maße genossen, noch einen besondern Trost in der Liebe unserer Freunde; und hier muß vor Allen Herr Staatskanzlei-Rath Jarcke sammt Gemahlin erwähnt werden, welche wir schon in Prag kennen gelernt. Diese edlen Menschen boten Alles auf, durch zuvorkommende Freundlichkeit jeder Art uns das Leben angenehmer zu machen, eben so mein Jugendfreund Prof. Stephan Schropp, und später dessen Bruder Karl Damian, der von Olmütz an die hiesige Universität als Professor übersezt wurde, und der in gesunden Tagen als Freund, und in Krankheiten als liebevoller Arzt mir eine große Dankschuld aufgelegt, die ich ihm nie werde entrichten können. Noch einige höchst interessante Bekanntschaften verdankten wir Herrn Rath Jarcke. Die des Herrn Prof. Endlicher ward mir durch seine freundliche Gesinnung gegen mich in mehrfacher Weise höchst nützlich. Sein Haus wie das des Staatskanzlei-Rathes von Bucholz und aller erwähnten Familien bot jenen Anblick höherer Liebenswürdigkeit dar, die aus Religion, Geist und Gemüth hervorgehend, in den gewöhnlichen Kreisen so selten geworden ist. Noch muß ich eines Mannes erwähnen, mit dem ich gleich Anfangs bei Jarcke in Berührung kam, und mit welchem ich seitdem in der freundschaftlichsten Beziehung geblieben bin. Herr Doktor Fick, seit mehreren Jahren Lehrer der Geschichte bei Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Franz Karl, liefert den Beweis, wie schön eine seltene, durch und durch beseelte, tiefe und universelle Gelehrsamkeit mit der strengsten Religiosität und einer aufopfernden, echt christlichen Liebe zusammenstehen und sich vertragen. Von diesem Manne, der seit einigen Jahren unser Zimmernachbar ist, habe ich viel gelernt, und ich könnte noch viel mehr lernen.

Im Sommer d. J. 1835 vermehrte sich meine Familie durch die Geburt eines Knaben, Lucas, und am 9. November 1836 durch einen zweiten, Max. Der Geburtstag des letzteren war der Sterbetag meines guten, unvergeßlichen Vaters. Meine Eltern und Schwester hatten sich nämlich nach unserer Uebersiedlung nach Wien wieder in meinen Geburtsort in unser Häuschen gezogen. Von dort hatten wir vor wenigen Tagen einen Brief

von meinem Vater voll seltener Heiterkeit erhalten; es war der letzte, den er schrieb. Ohne eine entfernte Ahnung von dem harten Schlage, der mich treffen sollte, hatte ich meinen Eltern das frohe Familien-Ereigniß, der glücklichen Niederkunft meines Weibes geschrieben.

Es war am Feste des heil. Leopold, da ich eben in die Kirche gehen wollte, als mich mein Freund Ruppelwieser besuchte, und mir sagte, daß mein Beichtvater, den er eben gesehen, mich zu sprechen wünsche. Ich ging ins Kloster der Väter Redemptoristen, und ließ dem Pater Madlener mein Hiersein melden. Er kam bald, und fragte mich mit der gewohnten Liebe um mein und der Meinigen Befinden. Als ich vergnügt geantwortet, daß Alles gut gehe, wurde sein milbes Auge wehmüthiger. „Nehmen wir alles Gute mit Dank aus der Hand des Herrn, was aber Gott thut, ist wohlgethan,“ so sagte er, und fuhr fort: „Seien Sie stark, mein Sohn, und nehmen Sie auch willig und geduldig ein Kreuz aus der Hand dessen, der für uns Alle am Kreuze gestorben — Ihr Vater ist todt.“ Ich sank in die Knie, er umarmte mich fest, und barg den ersten Erguß meines ungeheuren Schmerzes an seiner treuen Hirtenbrust. Er gab mir zwei kleine Zettelchen, von der zitternden Hand meiner Schwester geschrieben, die in wenigen Worten die Todesnachricht an Ruppelwieser berichteten, mit der Bitte, sie mir und meiner lieben Wöchnerin in vorfichtiger und schonender Weise mitzutheilen. Ruppelwieser hatte die rechte Art der Mittheilung gefunden, ich empfing so die Wunde und den Balsam zugleich, und den Trost unserer göttlichen Religion aus dem Munde eines ihrer treuesten Diener. Als ich von Begleiterem schied, ging ich in die Kirche, und wohnte der heiligen Messe bei. Ich glaubte mich nun so weit gesammelt, daß ich nach Hause gehen, und meinem guten Weibe, wie es ihr jetziger Zustand erheischte, die Nachricht beibringen könne; allein mein Aussehen hatte mich gleich verrathen, und um sie nicht noch mehr zu erschrecken, mußte ich ihr Alles sagen, und nun sie trösten. Trotz aller Trostgründe, die Religion und Vernunft mir boten, war ich auf lange tief gebeugt, und fast unfähig zur Arbeit, bis endlich der herbe Gram einer mildern Wehmuth Platz machte, wozu der Gedanke an meine nun so verwaiste Mutter und Schwester beitrug, die ich und mein Weib nun zu uns zu holen beschloffen.



Regtere hätte es gerne gesehen, wenn ich gleich jetzt im Winter abgereist wäre, um sie abzuholen; allein die Schwächlichkeit meiner Mutter, über deren Zustand mich ohnehin ein Brief meines Schwagers Pfeiffner aus Reichenberg erschreckt hatte, verbunden mit meiner eigenen Unpäßlichkeit — ich litt seit einiger Zeit viel an Magenkrampf — veranlaßten mich, die Sache bis zum Frühjahr zu verschieben. Als dies herangekommen, nahm ich auf einige Wochen Urlaub und reiste nach Pragau, ordnete dort in Eile unsere kleinen Familienangelegenheiten, übergab die Obforge über unser Häuschen und die wenigen Grundstücke Herrn Weinmann, Stiefbruder von väterlicher Seite von meinen Jugendfreunden Schroff, welcher dieselben bis heute mit liebevoller Sorgfalt befragt, und nachdem ich unserem hochwürdigen Dechant und Vikar Franz Patters meinen Dank für die viele Liebe, die er bisher den Meinigen erwiesen, abgestattet, das Grab meines Vaters besucht und auf demselben gebetet hatte, reiste ich mit Mutter und Schwester nach Prag. In Pragau, Reichenberg und Prag widerfuhr uns viele liebevolle Aufmerksamkeit. In Prag wohnten wir bei meinem Freunde Kadlick, der vor mehr als einem Jahre Direktor der dortigen Akademie geworden war. Mit Wehmuth bemerkte ich seinen körperlich leidenden Zustand. Nach dreitägigem Aufenthalt reisten wir nach Wien ab, woselbst wir wieder nach dreitägiger Fahrt wohlbehalten ankamen. Mutter und Schwester bezogen ein kleines Zimmerchen in unserer Wohnung. Das Wiedersehen that uns Allen wohl, besonders tröstlich wirkten auch auf meine Mutter die kleinen Enkel, die sie fand. Seitdem sind Mutter und Schwester bei uns. — Gott sei Dank!

Nacheinander wurden mir wieder zwei Mädchen geboren; zuerst Marie, welche nach Verlauf von 13 Monaten starb, und später Anna. Um diese Zeit sollte ich Italien wieder auf einige Wochen betreten. Seine Majestät unser gnädigster Kaiser hatte der Wiener Akademie aus einem Depositum älterer Gemälde zu Venedig eine Auswahl für sie zu machen erlaubt, um ihr mit den gewählten ein großmüthiges Geschenk zu machen. Vorher war Herr Direktor Kraft in Venedig gewesen, um eine ähnliche Auswahl für die k. Gemälde-Galerie im Belvedere zu treffen.

Das Geschäft der Auswahl wurde mir von der Akademie übertragen, und ich ging als ihr Commissär in Begleitung unseres tüchtigen Restaurateurs Herrn Engert nach Venedig. Das Ge-

schäft war schwierig und mühevoll, lohnte sich jedoch durch den Erfolg. Beinahe hundert ausgezeichnete Gemälde, die aus siebzehnhundert aufgerollten, meist sehr großen Bildern ausgesucht wurden, fielen der Akademie als Eigenthum zu. Den Werth der Gemälde können die bloßen Namen der Meister verbürgen: eine Anzahl trefflicher Porträte von Tintoretto; drei große und ein kleineres Plafond-Gemälde von Paul Veronese, nebst zwei Altargemälden dieses Meisters; ein treffliches Bild unter dem Namen: Andrea da Murano, — aber wahrscheinlich Palma Vecchio; ein großes Gemälde des eben so seltenen als großen Meisters Victor Belliniano; ein Campagnola, mehrere unbekannte Meister, mehrere Bonifacio's, einige kleine höchst interessante Altärchen und Bilder alt-paduanischer Schule, die in Deutschland so selten sind, und mehreres Andere bilden zusammen ein wahrhaft kaiserliches Geschenk, wodurch unser gnädigster Monarch bleibende Ansprüche auf die innigste und besondere Dankbarkeit unserer Kunstschule sich begründet hat.

Durch besondere Güte des Bibliothekars von S. Marco, Herrn Abate Betio, mit dem wir durch unser Geschäft in täglicher Berührung waren, wurde uns der Anblick mehrerer herrlicher alter Miniaturen zu Theil, worunter ein kostbarer Schatz, ein Breviarium mit einer sehr großen Anzahl von Miniaturen in Quart-Größe von Hemling, zu dem Erhabensten und Erstaunlichsten gehört, was menschliche Kunst je hervorgebracht. Nach vierwöchentlichem Aufenthalte reisten wir mit dem Dampfschiffe nach Triest, und von dort nach Wien zurück. Nach den vielen Wundern der Kunst, deren Genuß uns Venedig geboten, staunten wir unterwegs auch noch eins der größten Wunder der Natur an, die berühmte Adelsberger Grotte nämlich.

Im folgenden Jahre starb mein vielgeliebter Freund, Director Kadlick zu Prag, von Allen betrauert, die den redlichen, fleckenlosen Charakter dieses — einer besseren Zeit würdigen, ausgezeichneten Mannes zu schätzen wußten. Die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen machte mir den ehrenvollen Antrag, die durch sein Ableben erledigte Stelle anzutreten; vielfache Gründe jedoch bestimmten mich, in der einmal begonnenen Bahn im Staatsdienste zu bleiben, aber ich benützte diese Gelegenheit, dem Fürsten eine Bitte um gelegentliche Verbesserung meiner Lage und einen erweiterten Wirkungskreis, als die Custoden-Stelle ihn mir bot, schrift-

lich vorzutragen. In Folge dieser Bitte wurde mir nachher die Stelle eines Professors der geschichtlichen Composition zu Theil, welche Stelle bis dahin an der hiesigen Akademie noch nicht bestanden, und in welcher ich seither nach Kräften wirksam bin.

Der Winter des Jahres 1842 führte nach göttlichem Rathschluß über meine häuslichen Verhältnisse einen starken Sturm herauf. Mein gutes Weib war im Jänner von einem Mädchen (Paula) entbunden worden; — einen Tag später erkrankte mein Söhnchen Max an einem schweren Halsübel, und bald nach ihm die beiden andern Kinder, Lucas und Anna. Bald wurde es gefährlich. Mein Weib, selbst der Pflege bedürftig, mußte von ihrem Bette aus drei todtkranken Kindern beistehen, welches, verbunden mit dem großen Seelenschmerz, ihr in ihrer Lage ebenfalls gefährlich werden konnte. Max litt mit einer Geduld, die weit über sein Alter hinaus lag (er war im sechsten Jahre) und die mir manchmal das Herz brechen wollte. Als es mit ihm zum Sterben kam, leuchtete aus dem Kinde der Abglanz jener Lehren, in welchen ich ihm — dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßt — von unserem heiligen Glauben gesprochen hatte, und deren Anhörung der sonst so äußerst lebhafte und muntere Knabe schon mit vier Jahren jedem Spiele vorzog. Er betete, und forderte uns zum Gebete in einer Weise auf, die selbst den Arzt tief erschütterte und rührte; — und als er in meinem Arbeitszimmer lächelnd, still und kalt vor mir im Sarge lag, mit dem Blumenkranz um die Stirne, das Cruzifix und den Rosenkranz in den gefalteten Händchen, fiel mir tröstend ein, daß er, der seine Hände so oft mit kindlicher Inbrunst vor der Krippe und dem Kreuze erhoben, sie nun am Throne der ewigen Liebe erheben werde, Vergebung erslehend den vielen Sünden und Thorheiten seines Vaters.

Unser Schmerz war gebändigt und niedergehalten durch einen anderen Schmerz, und die Sorge für unsere beiden anderen kranken Kinder, deren Leben noch lange schwankend auf der Spitze stand. Ein Fußleiden, das ich in den kummervollen Tagen nicht geachtet und geschont, warf nun auch mich auf neun Wochen aufs Krankenslager. Lucas, der während des Todes seines Bruders bewußtlos gewesen war, fing nun an, nach ihm zu fragen. Auf Geheiß des Arztes mußten wir dem tieferschöpften Knaben die Wahrheit verschweigen, und sagten ihm, daß Max auf dem Lande sei, um sich besser zu

erholen; — wenn nun der arme Zurückgebliebene sich das Wiedersehen in seiner Weise so schön ausmalte, und Pläne zu allerhand Spielen machte, so war jedes dieser kindlichen Worte ein neuer Bußgürtel, um unsere wunden Herzen geschlungen. Als sich die beiden Kinder langsam und nach vielen Wochen etwas erholten, trat, besonders bei meinem lieben Weibe, der Schmerz um den für diese Welt Verlorenen erst recht heftig hervor, und es dauerte lange, ehe wir uns nach diesem Sturme in dem gewöhnlichen Geleise des Lebens wieder zurecht finden konnten.

Es war still und traurig bei uns. Lucas, der durch ein unvorsichtiges Wort eines Fremden den Tod seines Bruders und Gespielen erfahren, war auf lange Zeit wie gebrochen und ohne alle Lebenslust.

Nach langer Unterbrechung konnte ich nun wieder an einem großen Gemälde fortarbeiten, das ich im Auftrage der P. P. Kapuziner für ihren Speisesaal fertigte. Es stellt das letzte Abendmal des Herrn, im Momente der Einsetzung des Altargeheimnisses dar. Früher hatte ich ein großes Altargemälde, den h. Aloisius in der Anbetung eben dieses Geheimnisses, für die Kirche von Stockerau vollendet. Meine Arbeit wirkte stärkend, erhebend und tröstend auf mich.

Der Bericht der eben erzählten, innern und äußern Verhältnisse hat mich bis zur jetzigen Station meines Lebens geführt. Es ist im günstigsten Falle die bei weitem größere Hälfte desselben, die ich, von hier an in die Vergangenheit blickend, überschauend und ich könnte meine Erzählung hier schließen, wenn ich ihr nicht noch einige, mehr allgemeine Bemerkungen über meine menschliche und künstlerische Entwicklung seit meiner Rückkehr aus Italien hinzufügen zu müssen glaubte.

Gegen jenen Geist der geistigen Entwicklung und Bildung, welcher durch Lectüre erlangt wird, ward ich in Bezug auf mich in Rom schon höchst mißtrauisch. Alle Kunst und Wissenschaft muß, wenn redlich und mit Geist getrieben, den Menschen zu den Lebensfragen führen, und von der richtigen Beantwortung derselben hängt das Heil von Weiden nicht nur, sondern überhaupt des ganzen Menschen ab. Wenn ich mich nun fragte, was in dieser Hinsicht mein Lesen mir genützt? so mußte ich mir aufrichtig gestehen: es hat Verwirrung in mein Denken und Fühlen gebracht, und mein Handeln vielfältig besleckt. Diese traurige Wahrheit konnte,

kann und will ich mir nimmermehr verhehlen oder wegläugnen. Man sage nicht: Der muß sich einer besonders schlechten Lectüre ergeben haben! — Keiner anderen als der, der meisten Lesenden. In unserer Literatur, der sogenannten schönen, wie der wissenschaftlichen, ist, mit wenigen Ausnahmen, das Gift reichlich ausgestreut. — Mit dieser Erkenntniß ist ein Anfang zur Umkehr und Besserung gemacht.

In Rom also, wie schon früher gesagt, nahm ich mir vor, meine Religion, ihr inneres Wesen und ihre Geschichte möglichst gründlich kennen zu lernen. In's Vaterland zurückgekehrt, nahm meine Lectüre vorzugsweise diese Richtung. Ein kurzer Ueberblick der neueren schöngeistigen Schriften, die damals an der Tagesordnung waren, genügte, um jede Störung von dieser, mir als Künstler freilich naheliegenden Seite zu vermeiden, und mich ausschließlich jenen erhabenen Gegenständen zuzuwenden, die für Kunst und Leben gleich wichtig und entscheidend sind. Mit dem Willen zu lernen, findet sich auch die Belehrung. Möhlers Symbolik, indem sie mich mit dem Geiste der wichtigsten unserer Dogmen bekannt machte, lehrte mich zugleich die Grundsätze und Lehren jener Männer kennen, die uns immer als Kraftmenschen und Befreier von der alten Finsterniß dargestellt werden. Thomas Moore in seinen Wanderungen zeigte mir neben Aehnlichkeit auch das Alter und die Einheit des göttlich gegliederten Baues der Kirche. Gügler in seinem trefflichen Werke: „Die Kunst der Hebräer“ mit seinen vielfältigen Sichtblichen über die Geheimnisse des Lebens und der Geschichte gab mir tiefe Aufschlüsse über das Verhältniß der Vorkirche im Judenthume zur christlichen Kirche und der beiden Testamente zu einander, und neben den tiefsinnigsten Aufschlüssen über Liturgie eine Fülle für die Kunst höchst wichtiger Andeutungen. Ueber die Spuren der Uroffenbarung und Urgeschichte bei allen Völkern, und ihre allmältige Entstellung im Heidenthume erhielt ich bei Stollberg, besonders im Anhange der ersten Bände der Religionsgeschichte die merkwürdigsten Winke; so auch bei Windischmann und in den Schriften des Grafen de Mestre viel Hiehergehörendes und Ergänzendes z. B. über die Opfer u. c. Außer Schriften dieser Art, wozu noch Friedr. von Schlegel, Görres und in neuester Zeit auch Döllingers Kirchengeschichte u. A. gehören, las ich, was durch Uebersetzungen von Schriften der Väter mir zugänglich war. Das war freilich Weisheit ohne Wein,

Weib und Gesang, und doch so erfrischend, so erhebend. Ich sah mir das Leben und Wirken unserer Heiligen etwas näher an, als ich bisher gethan; wie sie den schwersten der Kämpfe, den Kampf mit sich selbst gestritten, und lautlos und verborgen mit Gott und sich allein ihre stillen Siege gefeiert, und nach außen hin leidend, duldbend, liebend und arbeitend die Welt überwunden. Welcher Anblick neben der Zerrissenheit und der hochfahrenden Jähsucht der Welt! Diese Eindrücke und Anschauungen erklärten und verklärten mir immer mehr das Bild jener hohen priesterlichen Kunst, wie es mir in den Werken der alten Maler und Bildner aufgegangen, die mit jenen göttlichen Gestalten Geisterumgang pflegend, unserer armen Erde durch die Kunst einen Widerschein jener ewigen Lichtwelt vermittelt haben, in welcher sie jetzt walten. Wenn so Tugend und Kunst, aus den weiten, Erde und Himmel umfassenden Räumen der Kirche ihre mächtigen Strahlen in mein Gemüth hinein leuchten ließen, so wüßte ich dem Gefühle, das mich da oft erfaßte, keinen treffenderen Ausdruck zu geben, als die Worte eines lebenden, von seinem heiligen Berufe innigst durchdrungenen Bischofs: „Verfolgt mit Feuer und Schwert, mit List, durch spitzfindige Irrlehren, durch Aergerniß, von ihren eigenen Kindern gegeben, verläumdert, verhöhnt, gelästert, mißhandelt, gedrückt, möglichst in Ketten gelegt, geplündert, beraubt, wie ihr Bräutigam, der Wahrheit Zeugniß gibt und sie bewahret; die Erhalterin und Pflegerin der wahren Wissenschaft und echten Kunst, zur Bildung der Jugend, zur Erziehung der Menschheit berufen durch das Wort der Wahrheit und der Liebe, begleitend und geleitend die Menschen, welche ihre Liebe nicht von sich weisen, mit ihrem Segen von der Geburt bis in den Tod und über den Tod hinaus; den triumphirenden, den leidenden und den kämpfenden Theil ihrer Glieder umfassend, wilde Völker zähmend, Wästen bevölkern; — weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, Besitzerin der einzigen, überall ausreichenden, weil auf dem Glauben ruhenden Autorität; die alte feste Stadt auf dem Felsen erbaut, an dem die Stürme der Hölle zerschellen, vorgebildet durch Noah's Arche, das Haus Gottes, Christi Leib (Corinther I. VI., 15; I. Cor. XII. 12—31) — das ist die Kirche.“

Wenn eine bessere Geschichtsbeschreibung und Forschung, zu welcher die Neuzeit, den Sündenabgrund der Fälschung und Verdrehung fühlend, wieder einlenken zu wollen scheint, aus redlichen,

wahrhaft vorurtheilslosen Herzen und echten Quellen den wahren Stand der Dinge zu Tage befördert haben wird aus dem dreihundertjährigen Unrath, Schutt und Trümmern; dann müßte man an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht erwarten dürfte, daß der Vorwurf der Einseitigkeit, der heutzutage gegen alle Künstler, die mit Liebe und Aufopferung dem Höchsten, der Religion, ihr Streben weihen, erhoben wird, endlich verstummen werde. Dieser Vorwurf beginnt wahrhaftig beinahe zum Kompliment zu werden, wenn man das, was unter der sogenannten Vielseitigkeit verstanden wird, etwas näher ins Auge faßt. Jene, auf Indifferentismus gestützte, matte, farb- und charakterlose Verblafenheit, die für nichts warm wird, die nichts Höchstes, nichts Heiliges mehr hat, die ohne Stand- und Ausgangspunkt, wie ohne Ziel ins Blaue hinein rennt, sich vor Allem verbeugt, sich gegen Alles auflehnt, je nachdem eben der Wind weht, die ihr Wissen aus Conversations-Perikons, und ihren Glauben aus einer durch die Sünde verdunkelten Vernunft schöpfen will, muß doch wohl einmal sich selbst abnützen. Der eigentliche Name dessen, was man Vielseitigkeit nennt, heißt „Versplitterung“ und das, was man, wie oben bemerkt, gern als Einseitigkeit darstellt, heißt: „Einheit.“

Abgesehen von aller positiven Wahrheit in Sachen des Glaubens, bleibt auch das eine Wahrheit, was auf jeder Seite einer echten Kunstgeschichte steht, was alle vorhandenen Kunstwerke aller Zeiten und aller Völker bezeugen: daß die wahre Heimat der Kunst am Altare ist, und daß Alles, was von der Kunst in das gewöhnliche Leben niedergeht, seinem Ursprunge nach dort wurzelt; eine Strahlenbrechung von dort her, und als solche allein lebendig ist. Solche Wahrheiten lassen sich wohl auf einige Zeit vergessen oder niederreden, müssen aber, eben weil sie Wahrheiten sind, wie die Quelle, die auf der einen Seite verstopft, auf einer andern hervorbricht, immer wieder zum Vorschein kommen.

Soll Kunst unter uns leben, so müssen wir uns die wahre Ansicht von ihr nicht trüben und verkümmern. Die heilige oder religiöse Kunst ist der Gipfelpunkt, der sonnenhafte Kern aller Kunst, sie steht in des höchsten Herrn Pflicht und Dienst, sie ist die Herrin im Hause der Kunst. Zu dieser Herrin kamen einst die Fächer und Fächlein, und sprachen: Laß uns neben Dir in Deinem Hause wohnen. — Es wurde und wird erlaubt. Wenn wir aber nie gehört haben, daß dem Landschaftsmaler, dem Blumen-, Thier-

oder Schlachtenmaler, und wie die Fächer alle heißen, der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht worden, so paßt dieser am wenigsten auf die Gesichtsmalerei, und am allerwenigsten auf ihre höchste Spitze, die christliche Malerei.

Es ist indessen nicht das, sondern dieser Vorwurf birgt eine traurige Falte in und hinter der äußeren Glätte der Zeit. Der Glaube ist unter uns selten geworden, und mit ihm das Verstandniß und die Liebe für den geistigen Inhalt der christlichen Malerei. Ja, es ist so weit gekommen, daß ein entschiedener Widerwille gegen alles Christliche, eine leider nur zu oft vorkommende Erscheinung unter den sogenannten Gebildeten ist; eine Erscheinung, die von Vielen zu spät, von Allen einst in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit ermeßten werden wird.

Wie die Kirche, die allein tolerant ist, wenn sie sich auch nicht entschließen kann, aus lauter Toleranz, das Schwarze weiß, und das Weiße schwarz zu sehen, als Bewahrerin und Pfliegerin alles wahrhaft Schönen und Guten, gern und willig sich zu jeder Concession herbeiläßt, die mit ihrer Sendung an die Menschheit nicht im Widerspruche steht: so auch die kirchliche Kunst als Richtung aufgefaßt. Sie duldet gern und willig Alles, was Leben, Natur und Geschichte der Kunst Anziehendes bieten, neben sich, aber auch sie will geduldet und in ihrem Range anerkannt und geachtet sein. In der Gesichtsmalerei fordert sie nichts anderes, als was auch vom Geschichtschreiber und Forscher gefordert werden muß: Wahrheitsliebe; — verwirft nichts anderes, als was auch an diesen verworfen werden muß: Entstellung, Verdrehung und willkürliche Auffassung und Behandlung der Thatsachen und Charaktere, Befehdung des Heiligen, heidnische Unsitte, und in Bezug auf alle Zweige der Kunst jede Art von Gemeinheit.

Nehmen Sie daher, geehrtester Freund, diese Blätter als eine Erfüllung Ihres schon seit Jahren und so oft ausgesprochenen Wunsches; nehmen Sie selbe mit allen Mängeln, die ihnen ankleben, mit der Liebe auf, mit welcher sie geschrieben wurden. Ich grüße durch diese alle meine Freunde und Landsleute mit der Bitte um Nachsicht! Noch Vieles hätte ich zu sagen, allein meine beschränkte Zeit, und vielleicht auch der Raum, der diesem kleinen biographischen Versuche angewiesen werden kann, drängen zum Schlusse. Längen und Rücken, das Zuviel und zu Wenig, gehören meines Erachtens wohl zu den Schwächen des Styls, aber nicht zu denen



einer Autobiographie, weil auch sie dazu dienen, das Charakterbild, um das es sich hier vorzüglich handelt, zu vollenden.

Joseph Fährich.

Wir wissen nicht, ob der nunmehr greise Künstler, den ihm bereits öfter von befreundeter Seite nahe gelegten Gedanken, selbst eine Fortsetzung seiner Lebensreise zu schreiben, aufzunehmen gewillt ist.

Noch ist es nicht geschehen und wir müssen uns daher begnügen, zur Vervollständigung unseres Büchleins einige Notizen über dessen weiteren Lebensgang zusammen zu stellen, wie sie uns von Freundeshand geboten werden.

Ein Umstand erleichtert diese Aufgabe u. z. der, daß die gesammte geistige und künstlerische Entwicklung des Mannes in den 44 Jahren, die er uns selbst beschrieb, in ihren Hauptzügen vollendet erscheint. Nicht als ob wir meinten, es sei nach durchlaufener Jugend und erlangter sicherer Lebensbasis eine Stagnation in dem Denken und Schaffen des Künstlers eingetreten. Dagegen sprechen wohl laut genug des 75jährigen Greises jugendfrische, neueste Publicazionen. Wer, wie er, niemals gefragt hat; „Was werden wir essen, und womit werden wir uns kleiden?“ dem ist geistige Jugend verheißen und gewährt, wenn auch die Tage des Jünglings- und Mannesalters hinter ihm liegen. Aber die Wellen des Lebens rinnen minder hastig; sie haben sich in jenen Tagen ein Bett gegraben, in dem sie nunmehr verweilen.

Und so treffen wir denn Fährich seither, mit einer einzigen längeren Unterbrechung, fortwährend in Wien, als Lehrer der historischen Composition und schaffenden Künstler thätig. Er hielt regelmäßige Vorträge, welche dahin zielten, den jungen Künstlern eine auf kirchlicher Basis ruhende künstlerische Welt- und Lebensanschauung zu vermitteln; dann aber den künstlerischen Gedanken, der sich in der Zeichnung ausspricht, als die Seele des Kunstwerkes, in den Vordergrund zu stellen. — Es waren Compositionsübungen hiemit verbunden. Wo nicht bestimmte Aufgaben zu lösen waren, ließ der Meister den Schülern vollständig freie Wahl des

Stoffes und der Darstellungsweise unter zwei Bedingungen: keine historische Verklümmung, keine Fote!

Ein begeisteter Kreis von Schülern aus allen Zweigen der bildenden Kunst sammelte sich um ihn und ergänzte sich immer wieder durch neue Zugänge. Beispielsweise mögen genannt sein: Bogler, Dobvaschofsky, Klein, Plattner, Stolz, Grünes, später Emler, die beiden Wörndle, Schönbrunner, Madjera, Koltsch, Staudinger, Lebert, Reinhart und viele Andere.

Der leider früh verstorbene höchst talentvolle Bogler half seinem Meister treulich bei der wegen kellerartiger Dunkelheit des Raumes wahre Aufopferung erfordernden Ausführung der Kreuzwegfresken in der damals neu erbauten Johanneskirche in Wien, welche in den ersten vierziger Jahren gemalt wurden. Die Compositionen sind seitdem in allen Formaten durch Stich und überaus zahlreiche Copien in alle Welt verbreitet.

Während dieser Arbeit hatte ihn Cornelius in Wien besucht.

Im Jahre 1845 war er von der Berliner- und der Münchener-Kunstakademie zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

Im Sommer 1847 unternahm er mit seinem Freunde Ruppelwieser eine Reise durch das Salzkammergut nach München und den alten bairischen Städten: Augsburg, Nürnberg, Bamberg etc. und lernte damals die unter König Ludwigs Regide entstandenen neuen Kunstwerke mit großer Freude und Befriedigung kennen.

Düster war es bereits damals am politischen Horizonte. Die Ereignisse in der Schweiz bewegten alle Gemüther. Die Gespräche über Kunst und Wissenschaft, die Erinnerungen aus dem frohbewegten Künstlerleben in Italien traten vor ihnen in den Hintergrund. Die Tageszeitung wurde tägliche Lectüre und ihr Inhalt Gegenstand des Gespräches. Bald kamen die Sonderbundsflüchtlinge aus der Schweiz. Mit Bernhard Mayer, Verhörrichter Amman wurde Führieh bekannt. Man sah immer deutlicher die Schatten des Ungewitters gegen die eigene Heimath heranziehen. Im März 1848 brach es los.

Die verhängnißvollen Ereignisse lasteten schwer, nicht nur auf dem Gemüthe unseres Künstlers, sondern brachten dem streng konservativ und kirchlich gefinnten Manne auch äußere Gefahr.

Nach der Vertreibung des Medemtoristenordens, dem er befreundet war, wurde seine Wohnung einen ganzen Tag lang von wilden Horden umlagert; man drang mit Waffen in der Hand unter Drohungen aller Art in dieselbe ein, um nach vermeintlich da verborgenen Mitgliedern jenes Ordens zu suchen. Ähnliche Beunruhigungen und Verletzungen des Hausrechts wiederholten sich nächstlicher Weile auch später wieder. Da war für ihn kein Bleibens mehr. Nach den ersten Barricadentagen im Mai floh er mit seiner Familie zu einem Bruder seiner Frau, nach Schönlinde, einem Städtchen Böhmens an der sächsischen Grenze.

In diesem von verwandtschaftlicher Liebe ihm bereiteten sichern Asyl verweilte er bis Anfang 1849 und erlebte dort noch den Schmerz, sein 7jähriges Töchterchen Paula durch den Tod zu verlieren.

Erst nach der Rückkehr vermochte er seine künstlerische Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Es entstanden bald darauf die „Denkblätter für unsere Zeit“, die in der Staatsdruckerei in leider im Ganzen unbefriedigender Holzschnitt-Ausführung erschienen. Ein kleines Bild Macbeth und die Hexen mag auch damals entstanden sein.

Er führte dann mehrere kleinere Bilder und Zeichnungen im Auftrage des kunstsinigen Cardinals Viale Prälat, damaligen päpstlichen Nuntius in Wien aus, und dieser überreichte ihm im Jahre 1851 das Ritterkreuz des päpstlichen St. Gregor-Ordens. In Jahresfrist folgte die Verleihung der gleichen Decoration des österreichischen Franz-Joseph-Ordens, nachdem Fährich schon früher die goldene Medaille „De arto merito“ erhalten hatte.

In jene Jahre fällt das aus Anlaß der Rettung des Kaisers Franz Joseph aus Mördershand ihm aufgetragene Motivbild für die Pfarrkirche in Mödling bei Wien — eine Madonna mit dem Kinde, das mit einem Speere das Haupt des Drachen durchsticht, zu beiden Seiten St. Franziskus und St. Joseph.

Bei der Umgestaltung der Wiener Kunstakademie im Jahre 1852 war zu seiner Betrübnis die Professur der Compositionslehre gefallen und ihm eine der neu errichteten Meisterschulen für Malerei übertragen worden. Auf Andringen seiner Schüler hielt er jedoch später noch Vorträge in der früheren Richtung in seiner Wohnung und veröffentlichte nachträglich in mehreren Broschüren betitelt; „Von der Kunst“ deren Hauptgedanken.

Das Jahr 1855 entriß ihm seine treffliche Mutter, die mit der einzigen noch lebenden Schwester *Marie* seit 1837 in seinem Hause gelebt hatte. Der Kreis seiner Freunde war durch die Berufung der Professoren *Phillips* und *Arndts* an die Wiener Universität erweitert worden, nachdem er kurz vorher durch den Tod *Jarcke's* eine große Lücke erhalten hatte. Später gewann er an *Freiherrn von Meysenbug* einen warmen, edlen Freund.

Die bedeutendste, ganz seiner Richtung zusagende Aufgabe — außer jener für die *Johanneskirche*, die einzige im öffentlichen Auftrage — wurde ihm zu Theil, als er berufen wurde, den Gesamtplan für die Herstellung eines *Bilderzyklus* in der *Altlerchensfelderkirche* zu *Wien* zu entwerfen und eine Reihe von *Compositionen* hiezu, sowie die Leitung des ganzen Werkes zu übernehmen.

Auf den sehr reich gegliederten Plan des *Bilderkreises* näher einzugehen, würde zu weit führen. Eine Uebersicht desselben gehört jedoch hieher:

Die *Vorhalle* des schönen Baues wurde der Darstellung der *Schöpfungsgeschichte*, die beiden niedrigeren Seitenschiffe dem alten Bunde in seinen vorbildlichen Beziehungen zum neuen Bunde gewidmet, während im *Hochschiff* die hervorragendsten Momente aus dem Leben des *Heilandes* und zwischen diesen die wiederholte Gestalt desselben in verschiedenen Beziehungen seiner Eigenschaften und seiner Würde als *König*, als *Priester* — als *Hirt*, als *Sämann* u. dargestellt werden sollten. Die beiden Wandflächen links und rechts vom *Triumphbogen* im *Kreuzschiff* wurden für die Darstellung des *Erlösers* in seiner irdischen Verkörperung auf *Labor* und in der tiefen *Erniedrigung* seines Leidens in *Gethsemani* bestimmt. Für die 8 Flächen der *Kupel* eigneten sich die 8 *Seligkeiten*.

Den Räumen über den beiden *Seitenaltären* (*Marien-* und *Communionaltar*) wurden ihrer Widmung entsprechende in gegenseitiger Beziehung stehende *Bilder* zugewiesen.

Im *Sanctuarium* sollten mit Rücksicht auf den Titel der Kirche „zu den sieben Zufluchten“ zunächst die Gedanken menschlicher *Hilfsbedürftigkeit* und ihrer *Zuflucht* zum Ausdruck kommen.

Diesen Gedanken, zugleich aber dem *Mittelpunkte* des ganzen *Bilderkreises* entsprach auch der *Gegenstand* des *Hauptbildes* (die *Trinität* mit allen *Heiligen*).

Alle *Compositionen* des *Sanctuariums* u. z., das die *Abfiss* in ihrer ganzen Höhe ausfüllende *Hauptbild*, zwei große *Bilder*.

*Frühlich, Lebensgröße.*

über den Oratorien (die Auferweckung vom leiblichen und geistigen Tode — Lazarus und Apostel Thomas), vier kleinere (Petrus auf dem Meere, die Jünger in Emmaus, die armen Seelen, Schutzengel), endlich noch zwei größere Compositionen an den Rückwänden der Seitenschiffe (Beginn und Abschluß der Zeit — Engelsturz und jüngstes Gericht) übernahm Führi ch, während die übrigen Bilder nach Composition und Ausführung unter die Künstler: Kuppelwieser, Schulz, Binder, Blaas, Engerth, C. Mayer, Dobyasch ofsky und Schönmann vertheilt wurden. Ein reges künstlerisches Leben entfaltete sich in den Jahren der Ausführung.

War auch die Vertheilung der Compositionen unter so viele Künstler der Einheit des Ganzen nicht günstig, so störte doch kein Zwiespalt das brüderliche Einvernehmen unter ihnen bei dem mühevollen Werke.

Engerth übernahm neben den eigenen Arbeiten auch die Ausführung sämtlicher Bilder im Sanctuarium nach den Compositionen Führi ch's, der mit dem Zeichnen der zahlreichen Cartons (10 allein für das Hauptbild) so vollauf beschäftigt war, daß er bei der Ausführung selbst nicht Hand anlegen konnte.

Sein Freund und Colleague an der Akademie Kuppelwieser erbot sich zur Ausführung der letzten beiden Fresken (Engelsturz und jüngstes Gericht) nach Führi ch's Cartons — bei einem Manne von der Bedeutung Kuppelwieser's ein wahrhaft edler Freundschaftsdienst.

Leider wurde vor das große Hauptbild, das nach dem ursprünglichen Plane des Architecten auf einen nur aus Mensa und Tabernakel bestehenden Altar berechnet war — ein hoher Ciborienaltar gestellt und das Hauptschiff der Kirche mit riesigen Kronleuchtern derart behängt, daß von einer Totalwirkung des Werkes keine Rede mehr sein kann.

Für die Leistungen in der Verghenselberkirche wurde Führi ch von seinem Kaiser im Jahre 1861 durch den Orden der eisernen Krone III. Klasse ausgezeichnet und in Folge dessen in den Ritterstand erhoben. Der christliche Kunstverein in München drückte ihm in einem künstlerisch ausgestatteten Diplome seine Freude darüber aus.

Im Jahre 1858 war er zu der in München aus Anlaß des 700jährigen Jubiläums der Stadt veranstalteten großen deutschen

Kunstaussstellung und Künstlerversammlung als Vertreter der Wiener Akademie delegirt worden. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch die Wartburg mit den Fresken seines Freundes Schwind und die rheinischen Städte bis Düsseldorf, wo er mit der dortigen Künstlerschaft in freundschaftliche Berührung kam. Deger wurde in Stolzenfels besucht, wo er eben beschäftigt war. Nach Schluß der Münchener Ausstellung erhielt er den königl. bairischen Michaels-Orden.

In die Zeit bald nach der Vollendung der Verchenfelderkirche fällt die Veröffentlichung eines tiefsinnigen Blattes „die Kirchenguhr“, — das als Zifferblatt einer Uhr gedacht, in den den 12 Monaten entsprechenden 12 Stunden des Tages den ganzen Festkreis des Kirchenjahres zur Anschauung bringt. Es folgten eine Reihe von Zeichnungen für die Londoner Kunsthändler Hering und Remington.

Das Städtchen Schönlinde, in dem er 1848 ein Asyl gefunden hatte, besitzt ein Madonnenbild aus seiner Hand. Ein zweites spendete er der neu erbauten Kirche seines Geburtsortes Krakau.

Ein schwerer Verlust traf ihn durch den im Herbst 1862 eingetretenen Tod Kuppelwieser's. Mit ihm löste sich für diese Erde ein Freundschaftsband, das in Freud und Leid unverändert bestanden hatte, seit Führiç in Wien lebte.

Gleicher Beruf, gleiche Gesinnung hatte beide zusammengeführt; sie hatten sich an der Akademie gegenseitig gestützt, in den beiden genannten Kirchen jahrelang vereint gearbeitet und manchen frohen Abend im Kreise ihrer vereinten Familien und Freunde zugebracht. Im Sommer war Kuppelwieser's baumreicher Garten, im Winter die trauliche Stube der Ort der gemeinsamen Erholung. Da tauchten die Erinnerungen aus Italien auf oder noch frühere aus der Studienzeit und dem frischen Leben, das sich gerade damals allgemein regte, mit den Charakterfiguren der alten Professoren oder des Custos Ruff, von dem Freund Binder herrliche Anekdoten wußte. Schubert's Lieder waren dort heimisch gewesen, noch ehe die große Welt davon Notiz nahm und zerstreuten oft die düstere Stimmung, die in späteren Jahren im ernstern Gespräche über politische und religiöse Verhältnisse sich aufdrängte. — Bereits schwer krank war Kuppelwieser in eine neue Wohnung übersiedelt und dort in Kurzem gestorben.

Seine Stelle wurde an der Akademie durch Kahl ersetzt, mit dem Fährich in vielen künstlerischen Fragen harmonirte, während beide in ihren übrigen Anschauungen weit auseinander gingen.

Damals schon hatte ein schweres Leiden seiner treuen Gattin, einer Frau voll Liebe, Aufopferung und ungewöhnlicher Charakterstärke, begonnen, das von den Aerzten als unheilbar, langsam vorschreitend erkannt worden war, und trübe Aussicht für die Zukunft enthielt. Es bereitete ihm seither manche schwere Stunde, bis am St. Josephstage 1874 die schwerste, die Scheidestunde, — für sie, die Stunde der Erlösung von namenlosen Leiden kam. -

Dennoch erhielt ihm Gott die Kraft des Schaffens und gab sie dem Schmerzgebeugten wieder.

Wir zählen nun seine wichtigsten Werke aus dem letzten Decennium und vielleicht einigen früheren Jahren auf, ohne für eine chronologische Reihenfolge bürgen zu können.

Ein Delbild, die Rückkehr der heil. Familie aus Aegypten, wurde von der päpstlichen Nunciatur in Wien angekauft. Zwei größere Delbilder bestellte Freiherr von Schack in München für seine Galerie: Das erste, „die Verbreitung des Christenthums unter den Germanen“, zeigt in der Mitte unter einer knorrigen Eiche und gewaltigen Fichte unsere liebe Frau mit dem göttlichen Kinde. Vor diesem Bilde kniet ein gewappneter Jüngling — das ritterliche Heldenthum im christlichen Sinne — links stehen treuherzig zwei barbarische Gestalten auf ihre Waffen gestützt, erstaunt gegen die Mittelszene gewendet, während im Hintergrunde das wilde Jagdleben des Germanen im dunklen Walde und seine Raft auf der Bärenhaut neben seinem am Feuer das rohe Mal bereitenden Weibe zur Anschauung kommt. Rechts öffnet sich dem Blicke eine Waldrodung, im Hintergrunde auf Bergeshöhe ein Kloster. Mönche sind mit dem Fällen der Bäume, dem Pflügen des Bodens beschäftigt. Einer rettet ein auf dem Schilde im Wildbache ausge-setztes Kind. Im Vordergrunde, rechts an die Mitte anschließend zeigt sich eine liebliche Gruppe von Kindern, denen ein Mönch, das Cruzifix in der Hand, die Wunder der Erlösung erzählt. Ein erwachsenes Mädchen horcht nebenan.

Das zweite Bild stellt „die Auffindung der Leiche des St. Johann von Nepomuk durch Fischer unter der Prager Brücke in der

Morgendämmerung“ dar. — Das erste ein Epos, das zweite von einschneidend dramatischer Wirkung.

Zwei große Altarbilder malte Führič für die Kirche des Stiftes Raigern in Mähren: „St. Benedict empfängt vor seinem Tode in der Kirche das heil. Abendmahl.“ „St. Scholastika nöthigt ihren Bruder Benedikt durch ein erbetetes Ungewitter die letzte Zusammenkunft mit ihr vor ihrem Tode zu verlängern.“ Das daheraufsteigende Unwetter ist durch eine Gruppe blizschleudender, possaunenblasender und Wasserströme ausgießender Engel trefflich charakterisirt.

Es folgte im Winter 1868—69 das Altarbild für die durch Graf M. Fries erbaute Kirche zu Böslau: eine Immaculata, ihr zu Füßen der Patron der Kirche, Apostel Jakobus, mit zwei kleineren als Flügel sich anschließenden Bildern, der Patrone der Stifter.

Zwischen diese größeren Arbeiten und noch etwas weiter zurück fallen eine Zeichnung für Gräfin Fries, eine Reihe schöner Aquarelle für den Grafen Czernin, aus der Geschichte seines Hauses, ein kleineres Delbild (Madonna in trono) für Baron Meisenbug in Karlsruhe, eine Zeichnung (Macbet) für die Königin von England, mehrere Compositionen und Miniaturen für das vom Kaiser Franz Joseph der Wiener Akademie zur Ausführung übertragene, als Geschenk für Papsť Pius IX. bestimmte Missale, aus welchem Anlasse der Letztere alle betheiligten Künstler auszeichnete, beziehungsweise Führič das Comthurkreuz des St. Gregor-Ordens übersandte. Auch der edle, unglückliche Kaiser Max von Mexiko erinnerte sich bald des heimatlichen Künstlers und übersandte ihm das Offizierskreuz des Guadelupe-Ordens.

Es gehören ferner hieher das für den Kronprinzen Rudolf im Jahre 1870 vollendete Bild: „Rudolf von Habsburg's Begegnung mit dem Priester“; ein Delbild, St. Joseph, für den Prälaten Willim in Wien; zwei Zeichnungen für König Johann von Sachsen zu Dante's „Purgatorio“; eine große Zeichnung, „das alte und neue Rom“, bereits durch Ludy's \*) Stich vervielfältigt; eine als Vereinsblatt des österreichischen Kunstvereines im Stich publicirte Zeichnung „die Begegnung Mariens mit ihrem göttlichen Sohne auf dem Wege nach Calvaria“.

\*) Derselbe treffliche Kupferstecher hat früher bereits eine reiche Composition Führič's „Der Frühling“ gestochen.



Vor Allem aber kommen in Betracht die reichen cyklischen Publikationen des Dürer'schen Verlages in Leipzig, die zu dem Schönsten zählen, was er je geschaffen und durch die Holzschnitte von A. Gaber, R. Dertel und Finkle ganz im Geiste des Meisters wiedergegeben sind.

Ein Weihnachtscyklus in 12 Blättern „der bethlehemitische Weg“, ein Oftercyklus in 15 Blättern „Er ist auferstanden“, Thomas von Kempen „Nachfolge Christi“ mit mehr als 50 Holzschnitten, endlich der eben erschienene „Psalter“ mit 30 Holzschnitten — dann der vom Vereine für vervielfältigende Kunst in Wien durch Petrar's Stiche publizierte „Verlorene Sohn“ in 8 Blättern, welche im Besitze der Wiener Kunstakademie sich befinden.

Seine im Jahre 1872, auf Grund eines neuen Gesetzes, unter Verleihung des Comthurkreuzes des Franz Joseph-Ordens erfolgte Pensionirung als Professor der Akademie, gewährte ihm Muße zu um so reichhaltigerer künstlerischer Thätigkeit.

Die aufgeführten Arbeiten können auf Vollzähligkeit keinen Anspruch machen. Wir wissen von mehreren Zeichnungen die in den Jahren 1873 und 1874 entstanden sind und zum Theile in Privatbesitz übergingen. Auch bereitet die Dürer'sche Verlags-Handlung bereits wieder zwei cyklische Arbeiten, wie ihre Annoncen bezeugen, zur Veröffentlichung vor. —

Schließen wir mit einigen Grundgedanken Führich's, die er oft und oft seinen Schülern gegenüber wiederholte:

Die Kunst, mit reinem Herzen zu Gottes Ehre geübt, ist ein Segen, wie Frühlingshauch und Waldesduft. Sie erquicket und verjüngt den Künstler selbst, wie Jeden, der sich an ihr zu laben versteht.

Sie kann und soll mehr, viel mehr als einige mißlaunige Stunden hinwegtäuschen.

Poesie, „die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge“ ist Wahrheit, nicht Täuschung — höhere Wahrheit, als die uns umgebende Wirklichkeit. Ein Bild von Rafael bleibt, was es ist, obwohl sich ohne Zweifel nachweisen ließe, es sei eigentlich nichts, als ein Gewebe auf dem einige Pigmente unregelmäßig aufgetragen worden.

Wer sich jeder künstlerischen Auffassung des Lebens und der Dinge entschlagen wollte, vor dem versiegt nichts weniger als das Leben selbst.

Die Kunst steht nicht blos in historischem, sondern im allerinnigsten, wesentlichen Zusammenhange mit der Religion. — —

Wir lesen in neueren Büchern über Kunstgeschichte die Versicherung, die Religion, das Christenthum erwärme keine Künstlerseele mehr. — Hier ist eine Künstlerseele, die all ihre Nahrung nur in dieser Quelle findet, die aber auch Andere für ihre Ueberzeugung zu erwärmen verstand, daß sie im eisigen Wintersturm den heiligen Funken zu retten hoffen, auf kommende Frühlingszeit.

---



**Verlag**  
von  
**Carl Sartori in Wien & Pest,**  
zu beziehen durch jede Buchhandlung:

## Erlebnisse

des  
**Bernhard Ritter von Meyer,**

weil. Staatschreiber und Tagsatzungs-Gesandter

des Cantons Luzern,

nachmaliger k. k. öst. Hof- und Ministerialrath, Secretär des Minister-  
rathes etc. etc.

Von ihm selbst verfaßt und abgeschlossen.

Herausgegeben von dessen Sohn

**Bernhard Ritter von Meyer.**

Zwei Bände. Mit dem Porträte des Verstorbenen. — Preis beider Bände zusammen  
fl. 8 = Mark 12.

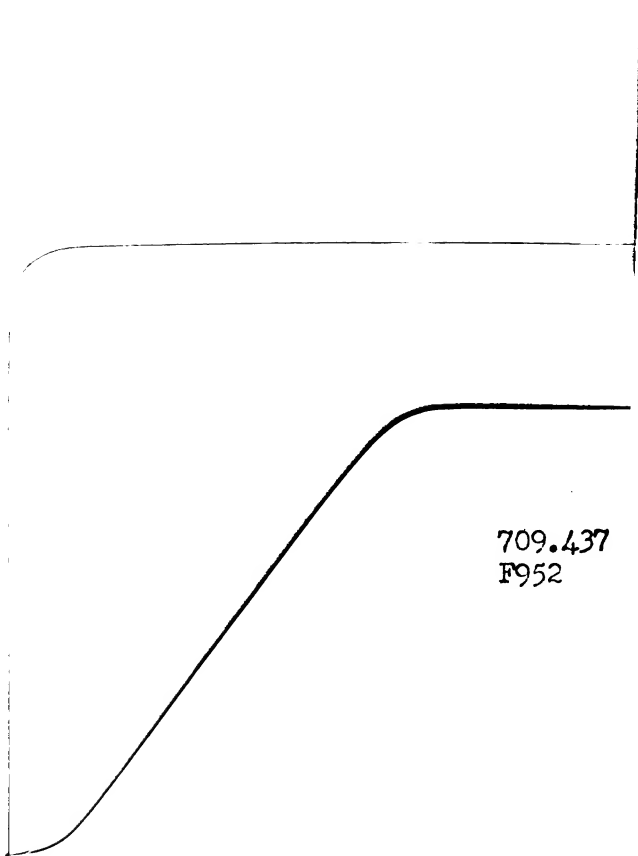
„Meyer's Erlebnisse werden sicherlich nicht ermangeln, bei allen politischen wie religiösen Parteien die größte Sensation zu erregen, und, wir dürfen es ohne Scheu aussprechen, sich gewiß auch, ob ihres sowohl historisch, als politisch höchst wichtigen, ja einzig dastehenden Inhaltes einen hervorragenden Platz in der Literatur der Neuzeit erringen. Die Wichtigkeit dieses Werkes ergibt sich von selbst aus den verschiedenen hohen Stellen, die der Verfasser Jahrzehnte hindurch einnahm. — Als Staatskanzler seines Heimats-Cantons Luzern und ständiger Gesandter desselben auf allen ordentlichen und außerordentlichen Tagsatzungen der schweizerischen Eidgenossenschaft, dann später als Ministerialrath im österreichischen Ministerium des Innern und als Secretär des Ministerrathes konnte seinem Scharfblicke nichts entgehen, und so finden wir in dessen Memoiren eine Reihe von Enthüllungen und Klarstellungen bisher dunkler Punkte vom Jahre 1836 bis 1868.

Ohne dem Inhalt in irgend einer Weise vorzugreifen, bezeichnen wir als ebenso interessant, historisch und erwähnenswerth die Episoden über den Schweizer Sonderbund und den darauf gefolgten Krieg, dann für Oesterreich jene über das Concordat, das Oktober-Diplom, die Februar- und December-Verfassung, den Krieg von 1866 mit all' seinen Wirren, sowie auch andere, diese ergänzende Ereignisse, worunter die bisher fast unbekanntenen Beust'schen 900.000 fl. gleichfalls eine sehr interessante Rolle spielen.

Zum besseren Aufpus dieser Punkte finden wir auch den Wiener Magistrat und dessen Loyalität, sowie eine Parforce-Jagd auf Orden etc. wahrheitsgetreu eingefügt.

Kurz gesagt, nicht nur politisch und historisch, sondern sogar als angenehme Lecture sind die Erlebnisse Meyer's zu empfehlen.“





709.437  
F952

JUL 10 1970

